

# FORVM

ÖSTERREICHISCHE MONATSBLÄTTER FÜR KULTURELLE FREIHEIT

REDAKTION: FRIEDRICH HANSEN-LOEVE · FELIX HUBALEK · ALEXANDER LERNET-HOLENIA · FRIEDRICH TORBERG

I. JAHR

WIEN · FEBRUAR · 1954

HEFT 2

HERBERT LÜTHY

## *Frankreichs doppelte Buchhaltung*

PRO und CONTRA

## *Jugoslawien*

HEINRICH GRAF EINSIEDEL / BENEDIKT KAUTSKY / ALFRED JOACHIM FISCHER

*Interviews mit Tito, Djilas, Pijade und anderen*

GEORGIOS D. LIALIOS

## *Griechenland ist ganz anders*

GLOSSEN · BERICHTE · MARGINALIEN

## POST SCRIPTUM

ALEXANDER LERNET-HOLENIA

## *Hofmannsthal*

MILO DOR

## *Revolte der Mittelmäßigkeit*

(MIT ENTGEGNUNGEN VON OTTO BASIL, O.M. FONTANA, HANS WEIGEL)

HERZMANOVSKY-ORLANDO

## *Personenverzeichnisse*

*Floras Fauna und Flora*

(MIT ZEICHNUNGEN)

THEATER · BÜCHER · FILM · MUSIK · SCHALLPLATTEN  
BILDENDE KUNST

U. of ILL. LIBRARY  
OCT 29 1963  
CHICAGO CIRCLE

## FORVM

erscheint mit Unterstützung des „Congrès pour la Liberté de la Culture“, einer internationalen Organisation, deren Hauptsitz sich in Paris befindet und in deren Rahmen auch die Zeitschriften PREUVES (französisch), ENCOUNTER (englisch) und CUADERNOS (spanisch) publiziert werden. Mit andern Organisationen als dem Internationalen „Kongreß für die Freiheit der Kultur“ steht FORVM in keinem Zusammenhang.

Redaktion und Verwaltung: Wien VII. Museumstraße 5, Tel. B 30-4-66. Eigentümer, Herausgeber und Verleger: „Schriften zur Zeit“ Ges. m. b. H.  
Verantwortlicher Redakteur: Alfred Korn. Alle Wien VII. Museumstraße 5. Druck: Brüder Rosenbaum, Wien V.

FORVM erscheint am Beginn eines jeden Monats. Einzelpreis S 4.— (Deutschland DM 1.—, Schweiz Sfr. 1.—). Abonnementpreis: halbjährig S 20.— (DM 5.—, Sfr. 5.—) ganzjährig S 40.— (DM 10.—, Sfr. 10.—).

Einzahlungen im In- und Ausland: Creditanstalt Bankverein Wien, Konto Forum-F 1618. Im Inland auch durch Posterlagschein.

Unverlangte Manuskripte werden nur dann zurückgeschickt, wenn ihnen das entsprechende Porto beilagt.

## INHALT

1934 — 1945 — 1954 . . . . .	2	THEATER	
Glossen . . . . .	3	Kritische Rückschau . . . . .	20
Herbert Lüthy: Frankreichs doppelte Buchhaltung . . . . .	6	Spielplan und Kalender . . . . .	20
Heinrich Graf Einsiedel — Benedikt Kautsky: Pro und Contra: Jugoslawien . . . . .	9	Fritz von Herzmanovsky-Orlando: Personenverzeichnisse und ihre Folgen . . . . .	22
Alfred Joachim Fischer: Jugoslawische Interviews . . . . .	11	MUSIK	
Georgios D. Lialios: Griechenland ist ganz anders . . . . .	13	Friedrich Saathen: Begegnung mit Zeitgenossen . . . . .	24
Clara Menck: Windstille und Wachsamkeit . . . . .	15	Schallplatten . . . . .	25
LITERATUR		BILDENDE KUNST	
Alexander Lernet-Holenia: Hofmannsthal . . . . .	17	Alfred Schmeller: Schönheit, behördlich verordnet . . . . .	26
Milo Dor: Revolte der Mittelmäßigkeit . . . . .	18	Jörg Mauhe: Floras Fauna und Flora . . . . .	28
O. M. Fontana, Otto Basil, Hans Weigel: Entgegnungen . . . . .	19	FILM	
Marginalien (Bernanos, Swift) . . . 8, 14 / Post Scriptum (Torberg) . . . 5, 16, 19, 21, 25 / Forum des Lesers — Hinweise . . . 31		Wieland Schmied: Rilke und Lili . . . . .	30
		Antworten der Redaktion . . . . .	32

*Die einzelnen Beiträge drücken die Meinung ihrer Autoren aus, nicht unbedingt die des FORVM  
Leitartikel und nicht signierte Glossen sind Gemeinschaftsarbeiten von Mitgliedern der Redaktion*

## 1934 — 1945 — 1954

Auf entscheidende Daten und Phasen des eigenen Daseins Rückschau zu halten, ist ebenso reizvoll wie aufschlußreich. Man kann es als Spielerei betreiben oder als ernsthaften Versuch, mit dem eigenen Dasein ins Reine zu kommen. Die Frage etwa, ob man im Zeitpunkt X den im Zeitpunkt Y eingetretenen Zustand vorausgesehen habe, oder ob der jetzt erreichte Zustand Z folgerichtig aus Y oder X abzuleiten sei, mag uns alle drei Zeitpunkte und alle Entwicklungsphasen, für die sie stehen, mit einem Mal in andrem Licht erscheinen lassen, als wir sie sonst zu sehen gewohnt sind, mag uns zu Einsichten und Erkenntnissen verhelfen, deren wir sonst nicht fähig wären. Und das bezieht sich auf Einzelwesen ebenso wie auf Staatswesen.

Das Staatswesen Österreich hatte im Februar des Jahres 1934 seine bis dahin schlimmste und schwerste Erschütterung durchzumachen. Sie wird an ihrem zwanzigsten Jahrestag von der österreichischen Öffentlichkeit und den Organen ihrer Meinungsbildung auf vielerlei Weise bedacht und besprochen, dargestellt und gedeutet werden — wie das an Jahrestagen die Regel ist. Diese Deutungen werden je nach weltanschaulicher Neigung oder parteipolitischer Bindung zu verschiedenen, ja völlig gegensätzlichen Schlüssen führen — so ist es wiederum bei Deutungen die Regel. Uns interessiert an ihnen allen weder ihr relativer Wahrheitsgehalt noch die jeweilige Tendenz, um derentwillen er sich relativiert und somit verringert. Vielmehr gilt unser Interesse dem einen Punkt, über den selbst die divergentesten Deutungen sich einig sein müßten und der dennoch in keiner einzigen zu finden sein wird: daß es nämlich nicht darauf ankommt, wer an jenem tragischen Februar 1934 die Schuld trug, sondern darauf, daß überhaupt jemand schuld daran werden konnte, daß ein Zustand, der zu solchem Ende führte, überhaupt möglich war.

Er ist es heute nicht mehr. Allein diese Feststellung machen zu dürfen, ist Grund genug, sie zu machen; und sich zu fragen, ob im Februar 1934 irgend jemand in ganz Österreich auch nur zu hoffen gewagt hätte, daß zwanzig Jahre später eine Feststellung wie diese würde gemacht werden können.

Eine andre Frage, auf die es längst nicht mehr ankommt, wäre etwa die Frage nach Folgerichtigkeit oder Zwangsläufigkeit der Ent-

wicklung von 1934 über 1938 bis 1945, die Frage nach den ursächlichen Zusammenhängen zwischen verlorener Demokratie, verlorenem Österreich und verlorenem Krieg; und die Frage, die statt dessen zu stellen wäre, müßte etwa lauten, ob 1945, nach dem verlorenen Krieg, irgend jemand zu hoffen gewagt hätte, daß Österreich im Jahre 1954 sich als eine der bestfunktionierenden und stabilsten Demokratien des Kontinents erwiesen haben würde, wobei die Regierung, die diesen Beweis erbracht hat, auf einer nunmehr achtjährigen Partnerschaft der tragischen Gegner von 1934 beruht.

Nicht billige Ruhmredigkeit motiviert unsre Fragen und unsre Antworten, und nicht einmal die (etwas weniger billige) Erwägung, daß an einem Gedenkdatum aus so tief deprimierendem Anlaß, wie es der Februar 1934 für alle Zeiten bleiben wird, sehr wohl auch ein tröstlicher Ausblick gestattet ist. Das wäre ein hohler Trost, der sich mit seiner bloßen Äußerung zufrieden gäbe. Nein, wir sind — nun schon ganz abgesehen von all den Unzufriedenheiten, deren Beseitigung außerhalb unsrer Kompetenz liegt — auch mit uns selbst nicht zufrieden und keineswegs ohne Sorgen über so manches Merkmal der jüngst begonnenen Entwicklungsphase. Aber die Sorgen gehen in andre Richtung als sie es 1934 getan hätten, und vollends 1945 hätten wir uns nichts sehnlicher gewünscht, als diese Sorgen zu haben. FORVM unternimmt im vorliegenden Heft einen ersten Versuch zur Verwirklichung seines informativen Programms: durch Beiträge ausländischer Mitarbeiter seinen Lesern ein (nach und nach zu komplettierendes) Bild von der internen Gebarung andrer europäischer Länder zu vermitteln. Unter den Reaktionen, die solche Berichte während des Lesens hervorzurufen pflegen, ist eine der häufigsten die, daß es dies und jenes „bei uns nicht gibt“ — leider nicht gibt, oder glücklicherweise nicht gibt. Es will uns scheinen, als sollten die „leider“ in der Minderzahl bleiben. Es will uns scheinen, als wären wir in vieler Hinsicht gar nicht so übel dran.

Der Begriff des „gelernten“ Österreichers — ein Begriff, den kaum ein andres Volk für sich geprägt hat (und zu prägen Anlaß hatte) — ist um eine wesentliche Nuance bereichert worden: der Österreicher so will uns scheinen, hat aus seinen politischen Erfahrungen gelernt

# Glossen zur Zeit

## ABWECHSELND

je eine Woche tagen die Großen Vier im Westen und im Osten Berlins. Das heißt, daß Rußland den Westmächten nicht einmal so viel staatliche Selbständigkeit konzidiert, wie die Vereinten Nationen den Ukrainern. Es faßt sie als ein einziges Staatsgebilde auf, als ein kompaktes Gegenstück zum Ostblock. Ob das eine taktvolle Auffassung ist? Und ob die Westmächte gut daran getan haben, sie zu akzeptieren? Wie immer dem sei — es bestehen heute tatsächlich zweierlei Staaten- gruppen, und der Gegensatz zwischen ihnen besteht nicht nur nach außen hin, sondern auch in der inneren Struktur.

Die alte Losung der Herrscher des römischen Imperiums hieß „Divide et impera“. Roms Gefolgsstaaten durften sich untereinander nicht zu Gruppen und Bündnissen zusammenschließen, da sie einzeln von Rom aus leichter zu lenken waren. Denselben Grundsatz haben die großen landmilitärischen Mächte zu allen Zeiten befolgt, von den Assyriern bis zu den Sowjets. Ihnen steht die ganz andersartige Bündnispolitik der Seemächte aller Zeiten gegenüber, die ihre Freunde gern zu Bündnissen vereinten und ihnen weitgehende Bewegungsfreiheit beließen, um sich dafür von eigenen militärischen Leistungen zu entlasten. Kein geringer als Goethe hat diese Form der Bündnispolitik für die höhere erklärt: „Teil' und gebiete, tüchtig Wort — Verein' und leite, beßrer Hort!“, heißt es in den gereimten Lebensweisheiten des politisch erfahrenen alten Staatsministers.

Große Bündnisgebilde, in denen die einzelnen Mitglieder weitgehende Selbständigkeit bewahren, sind politisch schwer hantierliche Instrumente. Man hat es in der Bündnis-Strategie der Alliierten des Weltkriegs und in den Versuchen zum Aufbau eines neuen Verteidigungsbundes des Westens nach dem Kriege wieder erfahren. Die stramme Kommando-Technik des Ostens klappt prompter, wie vorher diejenige des Hitlerschen Achsenblocks exakt und pünktlich zu funktionieren schien. Gelegentlich beschleicht manche Politiker des Westens leise Eifersucht auf die bequeme Lage der Gebieter im Kreml, die heute in Prag und morgen in Tirana Noten oder Demonstrationen jeder Art bestellen können und die gewünschte Ware genau nach Maß geliefert erhalten. Und doch bleibt es wahr, daß Vereinen und Leiten den bessern Hort bieten. Der freiwillige Zusammenschluß ist der langsamere, aber er ist ehrlicher und darum dauerhafter. Der andere funktioniert wie eine gußeiserne Maschine — und bricht eines Tags mit Getöse auseinander.

IB

## ALLES WARTET

auf die Meldungen der 900 Zeitungsleute, die sich zum Vierertreffen der „großen“ Außenminister in Berlin eingefunden haben.

Die Redensart, nun seien die Augen der ganzen Welt auf die ehemalige Hauptstadt des Deutschen Reiches gerichtet, gewinnt damit realen Inhalt. Denn wirklich haben für einige Wochen die Zeitungen aller Erdteile kaum noch für etwas anderes Platz in ihren politischen Spalten.

Die Konzentration auf die Berliner Konferenz ist aber nicht nur in der Presse vor sich gegangen. In vielen Ländern trat etwas ein, was man beinahe einen Stillstand in der Politik nennen konnte. Selbst zwischen den Fronten in Korea, die in den Monaten vorher immer noch durch den verwickelten Streit um das Schicksal der nicht heimkehrwilligen Gefangenen und damit um die Einhaltung der Waffenstillstands-Termine beunruhigt wurden, geschah mit einem Male nichts mehr. Neue Beschlüsse über die dortigen Streitfragen waren auch am Sitz der Vereinten Nationen und ihres Sicherheitsrates nicht mehr zustande zu bringen, weil zumindest die mit Veto-Recht ausgerüsteten Sowjetvertreter zunächst auf die ersten Ergebnisse von Berlin zu warten angewiesen waren. Ebenso wenig konnten Entscheidungen für andere Reibungspunkte der Weltpolitik herbeigeführt werden, sei es an den israelisch-arabischen Grenzen, sei es in der seit vielen Monaten ergebnislos tagenden Luft-Konferenz für Deutschland. Innerhalb des Ostblocks erstarrte vollends jedes politische Leben. Ein feierlich angekündigter und mit großen Erwartungen begrüßter Parteitag der polnischen Kommunisten wurde bis zum März vertagt. Vorher scheinen Weisungen aus Moskau nicht einmal mehr für die außenpolitische Parolenfabrik der kommunistischen Gefolgsstaaten in Osteuropa erhältlich zu sein.

Alles starrt gebannt nach Berlin. Wenn aber die dortige Begegnung nichts zu Tage fördert? Wenn aber, wie die Bibel es ausdrückt, das Salz dumm wird: womit soll man salzen?

IB

## HITLERS GEBURTSHAUS

in Braunau am Inn, das 1938 in den Besitz der NSDAP übergegangen war, wurde Blättermeldungen zufolge einer „Rückstellungswerberin“ zugesprochen, über deren Anspruch man nichts weiter erfährt, als daß sie Kreszenzia Pommer heißt. Hingegen erfährt man, daß in dem Haus zur Zeit sechs Schulklassen und eine Volksbücherei untergebracht sind, und daß Frau Kreszenzia beabsichtigt, dort „wieder ein Gasthaus einzurichten, wie es vor 1938 bestanden hatte“.

Nun, das ist frohe Zeitung, und man verliert sich unwillkürlich in die wehmütige Vorstellung, wie denn die Welt wohl aussähe, wenn jenes Gasthaus lange genug vor 1938 bestanden hätte, so lange vielleicht, daß eines Tags das Erscheinen etwa der folgenden Ankündigung möglich gewesen wäre: „Ich habe

mich entschlossen, die Führung der in meinem Geburtshaus untergebrachten Gastwirtschaft zu übernehmen. Um zahlreichen Zuspruch bittet Schickelgruber Adolf.“ Wir hoffen indessen und wünschen sogar, daß auch Pommer Kreszenzia zahlreichen Zuspruch finden möge, denn schon aus rein atmosphärischen Gründen scheint uns eine Gastwirtschaft besser in des Führers Geburtshaus zu passen, als sechs Schulklassen nebst Bücherei. Es ist irgendwie stillvoller, und es wird die zahlreichen Zuspriecher auf keine schlechten Gedanken bringen, auf keine legendenfördernde Vermutung, daß der kleine Adolf unter lauter Büchern und Lernbehelfen aufgewachsen und ein rechter Studiosus gewesen sei. Nichts lag ihm ferner. Aber die Historie verwischt sich ja heute schon vor unsern lebendigen Augen, und man kann nie wissen, was aus einer Bücherei im Geburtshaus Adolf Hitlers noch alles herauskäme.

## AM GLEICHEN TAG

wie die Braunauer Meldung erschien zwar nicht in allen, aber doch in einigen Blättern die Nachricht von einem Brief, den vier prominente, jetzt in Amerika lebende Ex-Österreicher an den Außenminister der USA geschrieben hatten, und zwar aus Enttäuschung über das Verhalten der österreichischen Regierung gegenüber den jüdischen Wiedergutmachungswünschen. Der Brief war unterfertigt von Prof. Otto Löwy, vor Jahren Professor für Medizin an der Grazer Universität, von Frau Alma Mahler-Werfel, von Prof. Robert Schüller, ehemals österreichischer Gesandter in Washington, und von Bruno Walter. Das sind vier gewichtige Namen, an denen vielerlei Ruhm und Ehre haftet: ein Nobelpreis für Medizin zum Beispiel; eines der bedeutendsten kompositorischen Lebenswerke dieses Jahrhunderts, und die Glanzzeit der Wiener Oper dazu; ein dichterisches Oeuvre von gewaltigen Dimensionen und Erfolgen, dessen Schöpfer mit 54 Jahren im Exil hat sterben müssen, buchstäblich an gebrochenem Herzen; und ein zum Glück noch ungebrochen reges Dasein im Dienst der Musik, in einem Dienst von solchem Rang, daß er mit „Dirigieren“ nur höchst unzulänglich bezeichnet wäre. Viel Ruhm und Ehre für insgesamt vier Namen. Ruhm und Ehre aber nicht nur für ihre Träger, sondern für das Land, dem sie entstammen, für Österreich. Wo immer in aller Welt man diese Namen kennt, und man kennt sie in aller Welt, wird ihnen „Österreich“ assoziiert. Ihre Träger — Otto Löwy, der mit dem Nobelpreis ausgezeichnete Mediziner, Gustav Mahler, der Komponist und Operndirektor, Franz Werfel, der Dichter, und Bruno Walter, der Dirigent — ihre Träger, deren Geburt sich für die Menschheit ganz ungleich segensreicher ausgewirkt hat als die des Braunauers — ihre

Träger sind, man verstehe unser Zögern und verzeihe das harte Wort: Juden.

Daß die Rückstellungswerberin Kreszenzia Pommer das Geburtshaus des Führers zurückbekommen hat, ist ganz in Ordnung, und wir würden es ihr auch ohne den einwandfrei festgestellten „Tatbestand der widerrechtlichen Vermögensentziehung“ von Herzen gönnen. Wir können uns lebhaft vorstellen, wie enttäuscht sie gewesen wäre, wenn sie das Haus nicht zurückbekommen hätte. Die Enttäuschung der vier Briefschreiber brauchen wir uns nicht vorzustellen. Die kennen wir. Und wir glauben zu wissen, daß sie nicht nur der hieramts ausgebliebenen Wiedergutmachung gilt. Ein ganz klein wenig gilt sie der hieramts gleichfalls ausgebliebenen Erkenntnis, daß Österreich seinen Juden doch auch etwas andres zu verdanken hat als diese ewigen Wiedergutmachungs-Scherereien.

### EINE AKADEMIE DER SCHÖNEN KÜNSTE

gibt es in Österreich leider nicht. Man wandte sich also, als die Frage nach einem österreichischen Nobelpreiskandidaten gestellt wurde, an die Österreichische Akademie der Wissenschaften. Da das Wort „Wissenschaften“ im Deutschen umfassender ist und nicht nur, wie etwa „sciences“, die Naturwissenschaften meint, hatte man guten Grund zu der Annahme, daß die Akademie auch für Entscheidungen solcher Art zuständig sei. Sie nannte denn auch einen Mann, der nach der Überzeugung der kompetenten Gelehrten vom Dr.-Ignaz-Seipel-Platz 2 „in erster Linie als Repräsentant Österreichs in Betracht kommt“. Sein Name wurde der Öffentlichkeit nicht bekanntgegeben. Aber wer immer der Glückliche war, den die Herren der Akademie wegen seiner „großen Resonanz“ für den Stockholmer Preis vorschlugen — Rudolf Kassner war es nicht. Begründung: er sei Essayist und daher für ein Land wie Österreich nicht repräsentativ genug.

Man mag sich über die Reichweite von Begriffen wie „repräsentativ“ und „Resonanz“ unschlüssig sein. Man mag die Repräsentativität eines Autors von einem Gallup-Poll abhängig machen, wegen der Resonanz. Fest steht jedoch, daß die Österreichische Akademie der Wissenschaften mit ihrem Urteil über Rudolf Kassner jeden Anspruch verwirkt hat, in Sachen der Literatur als repräsentativ zu gelten. Vielleicht wird die gleiche Akademie in hundert oder hundertfünfzig Jahren, wenn Essayisten auch für österreichische Literaturwissenschaftler und Philologen gesellschaftsfähig geworden sind, einen Preis für die beste Arbeit über den Essayisten Rudolf Kassner ausschreiben. Vielleicht wird sie sich glücklich schätzen, wenn sie alsdann zum Zweck einer kritisch-historischen Gesamtausgabe der Werke Kassners und einer wissenschaftlichen Würdigung seiner Person irgendwo aus dem Ausland Briefe, Hotelrechnungen, Fahrscheine und sonstige Dokumente herbeischaffen kann, die für ihn repräsentativ sind.

Und vielleicht wäre es, weil wir's ja doch nicht erleben, als provisorische Lösung schon heute ganz gut, auch in Österreich eine Akademie der Schönen Künste zu schaffen, wie sie in vielen Ländern längst existiert. Vielleicht finden sich auch in Österreich genügend Männer von Rang und Ruf, die in der lebenden Literatur — den sogenannten „belles lettres“ — Bescheid wissen und die Bedeutung eines Mannes abzuschätzen vermögen, der sich über Platon und Plotin, über Musik und Mathematik, über Gesicht und Gestalt des europäischen Geistes seine eigenen, nicht unwesentlichen Gedanken macht, ohne Rücksicht darauf, ob ein Ordinarius für Anglistik oder ein Alt-Meister der klassischen Philologie etwas mit ihnen anfangen kann.

### DIE TITELSUCHT

war einstmals eine Begleiterscheinung ministerieller Arterienverkalkung. Heute ist sie die schwerste Zeitkrankheit der Boulevardpresse. Kleinigkeiten werden mit Riesenlettern aufgezaunt, farbig unterstrichen, das Periphere des Lebens stellt man populär in den Mittelpunkt, der Peripherie zuliebe, und eine Zwei-

millionenstadt muß die Katastrophenmeldung hinnehmen: „Deutsch gestürzt!“ Mein Gott, kurz vorher erst der Berija und nun — aber wer ist denn dieser Deutsch? Nein, verstellen wir uns nicht. Welcher Denker wäre so weltfremd, daß er damals nicht genau gewußt hätte, wie es um Deutsch jeweils stand. Ein Radlerkönig bleibt ein König auch in Reputation. Wir werden ganz einfach informiert. Es ist grammatikalisch und auch in jeder anderen Beziehung die leidende Form, das intellektuelle Passivum. Wir werden informiert oder wir werden gefragt: „Wem hat Medwed den Schmuck geschenkt?“ Nicht: „der Raubmörder Medwed“; sondern Medwed schlecht hin. So, wie man sonst bekannte Männer einfach „Schiller“, „Rothschild“ oder „Roosevelt“ nennt, oder wie man „die Jeritza“ sagt. Jeder Messerheld kann von der Titelsucht über Nacht zum Helden des Tags erhoben werden. „Paris behauptet: Busen unmodern“. Der allfällige Einwand, niemand sei gezwungen, die Modeseite zu studieren, geht daneben. Es ist eine Kulturmeldung. Unter dem Titel: „Französische Soziologen prophezeien das Ende der weiblichen Kurven“. Denn alles, was Kurven nimmt, die der Figur oder die der Landstraße, reizt die Titelsucht. Es ist eine

### DAS WAR TELLS GESCHOSS

„Nestroys geistige Unschuld . . . das Harmlose des braven alten Spaßmachers . . . mit Hilfe komplizierter Flaschenzüge . . . zu einer geistigen Potenz aufwerten zu wollen, ist abwegig . . . da hilft auch das Zeugnis von Karl Kraus nichts . . .“

Aus einer „rjh“ gezeichneten Kritik über „Lumpacivagabundus“ in der Züricher „Weltwoche“ vom 8. I. 1954.

War einst ein Kritiker  
zu Zürich in der Stadt,  
Allwöchentlich erfaßt er,  
was sich ereignet hat.

Wenn's schwyzrisch war und urchig,  
ist er zum Lob geneigt.  
Doch wird die Stirn ihm furchig,  
wenn man ihm Nestroy zeigt.

Bei solchen Unschuldspossen  
verfällt er schier in Schlaf,  
denn für die Eidgenossen  
ist Nestroy viel zu brav.

Es kommt dem eleganten  
helvetischen Humor,  
was wir als „Geist“ verkannten,  
nur alt und harmlos vor.

Uns hilft am Strand der Limmat  
kein Flaschenzug, kein Kraus.  
Wir merken tief bekümmert:  
Mit Nestroy ist es aus.

Man brachte ihn in Zürich  
aufs Schweizer Nennerli . . .  
Wenn ich dran denk, dann spür ich:  
Hier sprach ein Kennerli.

Merci vielmal.

Hilarius

Gleichgewichtsstörung des guten Geschmacks, die aber vor akuten Todesgefahren keinen Augenblick schwankt. „Wettlauf mit dem Tod gewonnen!“ Selbst der Zustand eines sterbenskranken Kindes kann also 24 Stunden lang als Nervenkitzel benützt werden. Ein Wunder, daß sich noch kein Bliztoto für so unvorhergesehene Wettrennen zwischen Tod und Leben gebildet hat. Das ganze Dasein ist ein Meeting, und wir machen uns einen Sport aus jeder Todeskurve. Wie? Das sei eine Verleumdung des weltweiten Mitgefühls? Es handelt sich nicht ums Mitgefühl. Es handelt sich um die Meldung, um die Auflage, es handelt sich um den Handel. „Das Lawinenunglück von Dalaas, über das wir als einziges Wiener Blatt schon in unserer ersten Ausgabe berichteten, erweist sich als das schwerste . . .“ Das brave Lawinenunglück! Es hat uns nicht enttäuscht, es war, Gott bewahre, kein Grubenhund, und wie stehen wir da! Wir haben es gleich gesagt, als einziges Wiener Blatt schon in der ersten Ausgabe! „Als heute mittag die Telefonverbindung mit Schruns endlich wieder funktionierte, lehnte es der Gendarmerieposten Schruns ab, über das Lawinenunglück Auskunft zu geben. Das ist um so unverständlicher, als ganz Österreich . . .“ mit höchster Anteilnahme verfolgt, welches Blatt schon in seiner ersten Ausgabe . . .

E. H.

P. S.

## THE DAILY PARADOX

Jedermann hätte sich gewundert, wenn in einem kommunistischen oder sowjetischen Organ etwa die folgende Meldung erschienen wäre,

DREISSIGJÄHRIGES JUBILÄUM  
DES „DAILY CAPITALIST“

Moskau (UP). Der „Daily Capitalist“ erschien hier am Sonntag anlässlich seines dreißigjährigen Bestehens als Sondernummer. Das Blatt brachte eine Grußbotschaft des Hausbesitzer- und Industriellenverbandes der Sowjetunion, einen Jubiläumsartikel von Arthur Koestler und Grußbotschaften aus vielen Ländern, darunter von den Redaktionen des „Wall Street Journal“, der „Neuen Zürcher Zeitung“ und des „Börsenkurier“.

Hingegen wunderte sich niemand, in der „Österreichischen Zeitung“ vom 2. Februar die folgende Meldung zu lesen, die ein bezeichnendes Licht auf die Zustände in den faschistischen, unter dem Terror McCarthys schmachtenden USA wirft:

DREISSIGJÄHRIGES JUBILÄUM  
DES „DAILY WORKER“

New York (TASS). Der „Daily Worker“ erschien hier am Sonntag anlässlich seines dreißigjährigen Bestehens als Sondernummer. Das Blatt brachte eine Grußbotschaft des Landeskomitees der Kommunistischen Partei der USA, einen Jubiläumsartikel von Howard Fast und Grußbotschaften aus vielen Ländern, darunter von den Redaktionen der „Prawda“, der „Unità“ und der „Humanité“.

## Ein Brief von Nationalrat Dr. Tonic

Über den unvermutet freundlichen Widerhall, den FORVM gleich mit seinem ersten Heft gefunden hat, berichten wir auszugsweise an anderer Stelle. Wir wurden indessen auch mit kritischen Vorbehalten konfrontiert, die uns nicht minder wichtig und willkommen sind, zumal wenn sie von Persönlichkeiten eben jenes „öffentlichen Lebens“ stammen, dem wir dienlich sein möchten, und zumal wenn sie von so eingehendem Interesse zeugen wie der nachfolgende Brief, den Nationalrat Dr. Lujo Tonic-Sorinj — zweifellos ein repräsentativer Vertreter der jüngeren ÖVP-Garde — an unsern Mitarbeiter Friedrich Hansen-Loeve gerichtet hat.

Salzburg, den 25. Jänner 1954

Lieber Herr Doktor!

Vor einigen Tagen erhielt ich Ihre neue Zeitschrift FORVM zugeschickt, wofür ich bestens danke. Ich brauche Ihnen nicht zu versichern, daß Ihre Zeitung sehr viel Wertvolles und Interessantes enthält. Ich glaube auch, daß Sie etwaige Kritiken mehr interessieren als ein konventionelles Lob. Daher will ich auf zwei Mängel hinweisen, die nach meiner Auffassung Ihre Zeitschrift vermeiden mußte.

Sie wissen genau so wie ich, daß es sogenannte unpolitische Kräfte und eine unpolitische Besetzung von bestimmten Funktionen überhaupt nicht gibt. Politik ist aktive Stellungnahme zur Organisation des Zusammenlebens in einer Gemeinschaft. Jeder Mensch hat eine bestimmte Vorstellung, die er zwar manchmal nicht ausdrücken kann, die aber dennoch da ist. Folglich hat er eine politische Weltanschauung und in seinem gesamten Handeln betreibt er Politik. Es ist daher ganz unmöglich, einen Menschen zu finden, der einen Posten besetzt, ohne dabei Politik zu betreiben. Auch wenn er bei gar keiner Partei ist, auch wenn er streng sachlich vorgeht, so werden doch die letzten Motive seines Handelns weltanschaulich bedingt sein. Hat nun dieser Posten einen gewissen Einfluß auf die Umwelt, so muß die Weltanschauung des Betreffenden in Rechnung gestellt werden. Daher bedeutet der Ruf nach unpolitischer Objektivität in Wahrheit politische Unterstützung derjenigen Gruppe oder Partei, die von diesen Erwägungen nicht gequält wird. Es mußte sich daher Ihre Zeitschrift von solchen Schlagwörtern fernhalten. An einer Stelle auf Seite 4 wird hervorgehoben, daß in Österreich nie irgend etwas ohne politische Rücksicht geschieht. Daran ist zunächst falsch, daß man annehmen könne, es geschähe irgendwo irgend etwas ohne politische Rücksichten. Und es ist weiterhin daran falsch, daß ein Unterschied zwischen Österreich und den anderen Staaten besteht. Wo ist ein Staat, in dem es keine

politischen Rücksichten gibt? Wenn Sie und Ihre Mitarbeiter den durchaus richtigen und begrüßenswerten Gedanken haben, eine bessere Zeitschrift zu schaffen, so müssen Sie sich auch von Fehlern einer Presse, die Sie selbst verurteilen, fernhalten.

An zwei Stellen wird die Reise von Bundesrat Prof. Lugmayer in die Sowjetunion angegriffen. Was dabei das Wort Kulturrat bedeuten soll, ist mir eigentlich nicht klar. Hoffentlich nicht eine mangelnde Kenntnis der Verfassung. Nichts wäre ein größerer Fehler, als die Beziehungen zwischen Österreich und der Sowjetunion der KPÖ zu überlassen. Und eine gewisse Aversion gegenüber Auslandsreisen war doch immer das typische Kennzeichen eines geistigen Horizontes, der höchstens bis zur Dorfgrenze reichte. Es ist natürlich nicht gleichgültig, wer reist und wen man auf Reisen schickt. Prof. Lugmayer ist ein äußerst kritischer Betrachter. Ich habe selbst einen Vortrag von ihm über seine Erfahrungen in der Sowjetunion gehört, aus dem hervorgeht, daß er sich sicherlich bemühte, sehr objektiv zu sein, daß er aber sehr negative Erfahrungen gemacht hat, die Schwächen des Regimes ausgezeichnet erkannt hat und sich auch vollkommen klar darüber äußerte. Allerdings haben die Zeitungen Äußerungen von Prof. Lugmayer mangelhaft oder absichtlich verdreht wiedergegeben. Wenn aber Ihre Zeitung besser sein möchte als die angedeuteten Blätter, so müßte sie sich zuerst mit Prof. Lugmayer unterhalten, bevor sie ihn kritisiert, und das ganze Problem tiefer untersuchen. Im übrigen scheint Dozent Dr. Heer meine Ansicht zu teilen.

Ich hoffe, daß Sie mir meine Offenheit nicht übelnehmen werden. Es soll nicht bedeuten, daß ich die anderen Vorzüge Ihrer Zeitschrift nicht anerkenne. Ich werde ihr jedenfalls in Zukunft weiterhin ein aufmerksames Auge widmen.

Mit vielen herzlichen Grüßen verbleibe ich

Ihr  
(gez.) Tonic

Dem aufrichtigen Dank für dieses Schreiben (und für die Erlaubnis, es abzdrukken) dürfen wir zwei kurze Klarstellungen anfügen:

1. Die von Nationalrat Tonic verfochtene Überzeugung von der Nichtexistenz „sogenannter unpolitischer Kräfte“ und von der Fragwürdigkeit des „Rufs nach unpolitischer Objektivität“ teilen wir vollkommen. Wenn das aus der kritisierten Glosse — sie betraf die Verleihung der österreichischen Staatspreise für 1953 — nicht klar genug hervorging, so lag das offenbar an unserer Versäumnis, statt „politisch“ ausdrücklich „parteilich“ zu sagen; was uns an der Wahl der Staatspreisträger so besonders begrüßenswert erschien, war ja ganz eindeutig der Umstand, daß sie ohne parteipolitische und Proporz-Rücksichten erfolgt war und eben darum einen Akt höherer politischer Einsicht darstellte.

2. Die unter kommunistischer Patronanz erfolgte und von der kommunistischen Propaganda weidlich ausgeschrotete Rußlandreise des Bundesrats Prof. Lugmayer beurteilen wir allerdings anders als Nationalrat Tonic. Unser Urteil richtet sich notwendigerweise nach den offiziellen, in der kommunistischen Presse groß aufgemachten Berichten und Erklärungen, mit denen sich Bundesrat Lugmayer durch seine Unterschrift identifiziert hat und in denen wir von seinen „negativen Erfahrungen“, von den „Schwächen des Regimes“ oder davon, daß er ein „äußerst kritischer Betrachter“ sei, beim besten Willen nichts entdecken konnten.

# Frankreichs doppelte Buchhaltung

Seit der Jahrhundertwende hat sich das Frankreich der kleinen Stadt, der kleinen Werkstätte und des kleinen Gütechens langsam in ein immer dichteres Netz von Gewohnheitsrechten und Privilegien für alles Kleine, Alte, Bewahrte, Unrationelle und Stillestehende, von Verboten und Strafen gegen alle Neuerung und alle Beunruhigung eingesponnen, bis endlich jede ererbte Position zum ewigen Rententitel wurde und der Rhythmus des Lebens und Wirtschaftens vor jeder Beschleunigung bewahrt war.

Der Amoklauf des Dritten Reiches hat zwei vollkommen entgegengesetzte Reaktionen ausgelöst, die sich nur grob und ungefähr mit „Vichy“ und „Résistance“ gleichsetzen lassen, und deren fortdauernder Gegensatz noch heute quer durch alle Parteien und Gruppierungen verläuft: den Rückzug in die passive Resistenz des Beharrens und das aktive Annehmen der Herausforderung in einem viel weiteren als dem nur militärischen Sinne.

## Das Erbe von Vichy

Vichy: Das war nicht nur die Negation der Dritten Republik, sondern auch die Vollendung vieler ihrer geheimen Entwicklungstendenzen: der bis zur letzten Konsequenz getriebene Verwaltungs-, Zunft- und Korporationsstaat, die Organisation der Wirtschaft durch die Wirtschaftsverbände selbst als System von Privilegien und Monopolen. Dieses Erbe von Vichy hat sich denn auch als das Dauerhafteste erwiesen, weit dauerhafter als die damit verbundene Ideologie, die 1944 mit Abscheu verworfen wurde.

Doch grundlegender und dauernder als alle staatlichen Organisationen von Vichy war die Art, wie Frankreich unter dem Notdach dieses Schattenstaates individuell und in allen Formen äußerer Desorganisation, zunächst mit dem einfachsten und unmittelbarsten Ziel des Überlebens, sich selbst organisierte. Jenseits aller offiziellen Verteilungen und Märkte, hinter dem Rücken der Besatzungsbehörden wie der Wirtschaftsbehörden von Vichy, unter den Sperrn und Zonengrenzen hindurch grub sich die französische Wirtschaft maulwurfsartig ihre „parallelen Kanäle“, die den Krieg und die Besetzung überdauert haben.

Es war nicht der „schwarze Markt“, der im ganzen eine Domäne des Besatzungsregimes und seiner Zuhälter war und dem gemeinen Mann unzugänglich blieb, sondern der „graue Markt“ der verwandtschaftlichen, landsmännischen, persönlichen und Gelegenheitsbeziehungen, der bei all seinen dunklen Geschäften und unerbaulichen Aspekten ein Akt der Solidarität und selbst schon fast des Widerstandes war, durch den sich ein Land voll unüberblickbarer kleiner Höfe und kleiner Werkstätten verschwörerisch dem fremden Zugriff, der Requisition und der Einschaltung in die Kriegsproduktion entzog. Die unterirdischen Netze der Résistance in all ihren vielfältigen und oft zwielichtigen Schattierungen waren grundsätzlich nicht anders beschaffen als diese „parallelen Kanäle“. In geradezu phantastischer Weise zeigte nun jeder Mangel an Spezialisierung, Arbeitsteilung und technischer Organisation seine Kehrseite als Universalität und Improvisationsfähigkeit: der vorsintflutlichste Bauernhof war der unabhängigste, unabhängig von aller Zufuhr, von Benzin, Maschinen, Ersatzteilen, Düngemitteln, fremden Arbeitskräften; die primitivste Werkstatt, die schlechthin alles flicken und fast alles basteln konnte, war die nützlichste; die altmodischste Handdruckerei war die sicherste, die altertümlichsten Häuser am vollsten von Schlupfwinkeln, die abgeschiedensten Krähwinkel die freiesten.

Der Krieg hat alle Archaismen der französischen Struktur aufgewertet, verfestigt und fast pathologisch fixiert, und das Gefühl der Wehrlosigkeit selbst wurde zum Faktor des Beharrens im alten: nicht nur im negativen Sinn der Investitionsangst und des Vergrabens von Goldhorten in Gärten und Kellermauern, sondern geradezu positiv als Erfahrung der Vorzüge dieser archaischen Selbstversorgungswirtschaft, als Rückzug auf die unangreifbarste Position der kleinsten Gemeinschaft, der persönlichen Beziehungskreise, der lokalen Autarkien, die auch ohne öffentliche Ordnung und gegen alle öffentliche Unordnung zu bestehen erlauben. Dieses Land, über das in weniger als einem Jahrhundert vier Invasionen hinweggingen, hat sich für das Schicksal des Schlachtfelds organisiert.

Man beeile sich nicht, über diese Haltung moralisch zu richten. Katastrophen über sich ergehen und vorbeigehen zu lassen, zu bleiben, zu beharren und sich am Boden festzuklammern, das war stets die Weisheit der Bauernvölker, und es war stets ihre Art, schließlich Sieger zu bleiben. Frankreich ist ohne sein starkes bäuerliches Fundament nicht denkbar, und es wäre ohne seine krähwinkligen Städtchen und die beschaulichen Rhythmen seiner Lebensweise nicht das Frankreich, das wir lieben.

## Der Plan . . .

Der französische Intellekt und das stets wache Bedürfnis nach Größe, all die Kräfte, die in der aktiven Résistance den Ton angaben und in den Jahren nach der Befreiung den Vordergrund der politischen Bühne beherrschten, lehnten sich gegen diese „chinesische Haltung“ des geduckten Beharrens auf. Modernisierung, Aufbau, Produktivität, technische Ausrüstung nach dem Höchstmaß unserer Zeit, „Nachholen und Überholen“, das waren die großen Schlagworte, mit denen die befreite Republik ihre Laufbahn antrat. „Modernisierung oder Niedergang“ war das Motto, das Jean Monnet über alle Pläne und Berichte des Planungskommissariats setzte. Die Ära der Pioniere und der Technokraten sollte beginnen.

Sie fand ihre Verkörperung im „Plan für Modernisierung und Ausrüstung“, kurz „der Plan“ oder nach seinem Generalkommissar der Monnetplan genannt, um den sich einige Jahre lang ein eigentlicher Aufbaumythos spann. Es ist damals doktrinär oder skeptisch viel darüber polemisiert worden, ob es überhaupt einen Monnetplan gäbe und ob seine Equipe von Aposteln und Technikern der Modernisierung, dem gängigen Schlagwortkatalog entsprechend, dem Etatismus oder dem Liberalismus zuzuzählen sei. Tatsächlich war dieses Experiment „liberaler Planung“, das allen Doktrinen und Etiketten ins Gesicht schlug, der originellste und fruchtbarste Beitrag der Befreiungsjahre zu einem neuen Wirtschaftsdenken.

Die Bilanz der Engpässe, Bedürfnisse und Möglichkeiten des französischen Wiederaufbaus, die Jean Monnet im Frühjahr 1946 ausarbeitete, war tatsächlich die erste Version des „Monnetplans“, der dann im folgenden Winter von der kurzlebigen Interimsregierung Blum offiziell in Kraft gesetzt wurde. Damit begann dieses originelle Experiment, das nun für Jahre zur eigentlichen Konstante der französischen Politik wurde und mit unbeirrbarer Kontinuität alle Erschütterungen, Krisen und verheerenden Budgetdebatten überstand.

Das „Plankommissariat“ Jean Monnets war in jeder Beziehung das Gegenteil einer alles regelnden und regierenden Planungsbürokratie. Es war zunächst eine kleine Equipe von meist sehr jungen „Planern“, die sich Monnet aus der wirtschaftlichen Praxis oder von den Hochschulen holte und deren Zahl die von Anbeginn festgesetzte Grenze von vierzig nie überschritten hat, obwohl die Zahl der für die einzelnen Wirtschaftszweige und Sachgebiete spezialisierten Kommissionen bald nahezu hundert betrug und die der mehr oder weniger ständigen

HERBERT LÜTHY, gebürtig aus St. Gallen und wohnhaft in Paris, ist Mitarbeiter deutscher und französischer Blätter und hat im Manesse-Verlag, Zürich, soeben eine neu eingerichtete Ausgabe der Werke Montesquiéus herausgebracht. Demnächst erscheint von ihm ein Buch über Frankreich unter dem Titel „Frankreichs Uhren gehen anders“.

freiwilligen Mitarbeiter in die Tausende ging. Diese offiziellen oder offiziellen Mitarbeiter des „Plans“ waren alle lebendigen Kräfte der Staats- und Privatwirtschaft selbst, die auf Grund ihrer Kompetenz und ihrer Bereitschaft zur Mitarbeit zu den periodischen Tagungen der Komitees und Kommissionen zugezogen wurden; und wer immer sonst etwas an Kenntnissen oder Ideen beizutragen hatte, Franzose oder Ausländer, wurde am grünen Tisch des Kommissariats in der Rue de Martignac oder noch formloser an einem Gasthaustisch zu Rate gezogen.

### ... und sein Erfolg

Die „Planung“ vollzog sich einerseits als Zusammenstellung und Konfrontierung aller von Privaten und Organisationen auf eigene Faust aufgestellten Entwicklungspläne für einzelne Industrien oder Betriebe, andererseits als Bilanzaufnahme aller verfügbaren Hilfsmittel, Rohstoffe, Arbeitskräfte, Finanzierungsmöglichkeiten und Kapitalien. Über Zwangsmittel oder politische Entscheidungsgewalten verfügte das Kommissariat nicht: seine Kompetenz beschränkte sich streng auf die Investitionspolitik und erstreckte sich nicht auf so heiß umstrittene Fragen wie Löhne, Preise, Steuern und Budget, obwohl es durch seine „nationalen Bilanzaufnahmen“ die Unterlagen zu ihrer sachlichen Behandlung lieferte und sie damit beeinflusste. Auf Grund dieser Freiwilligkeit gelang es ihm, eine Einigung aller Parteien und Wirtschaftsgruppen über die langfristigen Richtlinien der französischen Wirtschaftspolitik zu erzielen.

Am Ende des Monnetplans, dessen Laufzeit sich durch die Synchronisierung mit dem Marshallplan um zwei Jahre verschob, haben entscheidende Sektoren der französischen Industrie eine Verspätung von mehr als dreißig Jahren nachgeholt. Die französische Stahlindustrie besitzt heute die modernste Ausrüstung, die leistungsfähigsten Walzwerke und die neuesten Verkokungsverfahren Europas, die erstmals auch die geringhaltige Kohle der Hochofen nutzbar machen. Die französischen Kohlengruben haben trotz verhältnismäßig weit ungünstiger Ausbeutungsbedingungen nahezu die Produktivität der Ruhrgruben erreicht; die französische Elektrizitätsindustrie hat ihre Produktionskapazität in sechs Jahren verdoppelt und in Verbindung mit den Schiffbarmachungs- und Bewässerungsarbeiten im Rhonetal ein gewaltiges Aufbauwerk in Gang gebracht, das ruhig ein europäisches Gegenstück der „Tennessee Valley Administration“ genannt werden kann. Eine Treibstoffindustrie mit modernsten Raffinerien und Rohrleitungen wurde fast aus dem Nichts geschaffen. Die französische Automobilindustrie arbeitet auf höchsten Touren, und sogar die Flugzeugindustrie, die — einst in der Pionierzeit des Flugzeugs die erste der Welt — lang vor dem zweiten Weltkrieg den Anschluß an die internationale Entwicklung verloren hatte, ist nach achtjähriger qualvoller Agonie und zahllosen gescheiterten Anläufen zur allgemeinen Überraschung im Begriff, wieder in die vorderste Reihe einzurücken. Die französischen Eisenbahnen gehören heute zu den schnellsten, besten und pünktlichsten der Welt. Die industrielle Gesamtproduktion ist gegenüber 1938 um die Hälfte und die Produktivität pro Arbeiter um nahezu ein Viertel gestiegen. Alljährlich konnte nun der Präsident der Republik eine Rekordleistung materiellen Fortschritts einweihen, im Mammutwerk von Génissiat das mächtigste Kraftwerk Westeuropas, in Donzère-Mondragon die größte Schleuse, in Tignes den höchsten Staudamm der Welt, und im Angesicht dieser Werke feierlich der Welt und Frankreich die Leistung französischer Arbeit und Technik in Erinnerung rufen, die keinen Vergleich zu scheuen haben.

### Operation gelungen — Patient im Sterben

Warum ist das Echo so skeptisch? Woher die fassungslose Frage der Amerikaner, wo denn eigentlich ihr Geld hingekommen sei, und wieso es keinen einzigen französischen Kommunisten von den Vorzügen der westlichen Demokratie überzeugt habe? Woher die Ernüchterung nach all den Verkündungen der Produktivitätssteigerung, die dem französischen Volk einen würdigeren Lebensstandard bringen

sollte — diese Ernüchterung, die der christliche Gewerkschaftsbund Frankreichs im Herbst 1952 nach einem geduldig durchgeführten Experiment der Zusammenarbeit von Unternehmern und Arbeitern zur Steigerung der Produktion und Senkung der Gesteungskosten in die niederschmetternde Erklärung zusammenfaßte: „Es hat sich erwiesen, daß es möglich ist, die Produktion und die Produktivität der Industrie zu heben; aber es hat sich nicht weniger eindeutig erwiesen, daß diese Fortschritte gegenwärtig in keiner Weise den Konsumenten oder den Arbeitern zugute kommen; sie haben zu nichts als zu einer Erhöhung der Profite geführt . . .“?

Sucht man nach den Auswirkungen der Aufbauleistungen in den Schlüsselindustrien auf das tägliche Leben Frankreichs, so scheint tatsächlich all das unter den Händen zu zerrinnen. Selbst in jenen Wirtschaftssektoren, die voll in den Bereich des Monnetplans einbezogen blieben, lassen sich die Grenzen dieses Aufbaus in manchmal fast dramatischer Weise ablesen. Da ist vor allem die technische Ausrüstung und Modernisierung der französischen Landwirtschaft. Dieses Ziel wurde 1950 zu einem Viertel und 1952 knapp zur Hälfte erreicht, und dies nicht aus Mangel an industrieller Leistungsfähigkeit, sondern weil die französische Landwirtschaft diese Traktoren nicht aufnahm. In Voraussicht der enormen Bedürfnisse des Wiederaufbaus setzte der erste „Vierjahresplan“ der Zementindustrie für 1950 ein Produktionsziel von jährlich 13,5 Millionen Tonnen. Doch der Wiederaufbau setzte nicht ein, und der Rapport des Monnetplans für 1949 stellte resigniert fest, daß die erreichte Produktion von 7—8 Millionen Tonnen „für die nächsten Jahre als ausreichend erscheint“. Frankreich hat heute die Produktionsmittelindustrien eines modernen Landes; doch überall, wo sich der Aufbau dem Konsum näherte, begann er auf unerklärliche Weise zu erlahmen.

Dieses phantastische Nebeneinander eines in Proklamationen, Rapporten und Einweihungsreden gefeierten Aufbaus und einer den Alltag beherrschenden unüberwindlichen Stagnation prägt das ganze politische, soziale und moralische Klima Frankreichs. Der französische Lohnempfänger hört, daß Frankreich wieder auf seinem besten Vorkriegsstandard angelangt sei, und er glaubt es gern, wenn er die vollen Läden, die von Automobilen verstopften Straßen der Hauptstadt und den Luxus der Fremdenindustrie sieht. Aber für ihn ist wichtiger, daß sich der französische Durchschnittslohnindex in entwerteten Francs gegenüber 1938 auf dem Fünfzehnfachen, der Preisindex dagegen auf dem Fünfundzwanzigfachen stabilisiert hat.

Sein Lohn reicht zum Leben, d. h. zum Essen und, wenn er zu den privilegierten „Altmietern“ gehört, die zu gesetzlich tiefgehaltenen Mieten spottbillig in langsam zerfallenden Wohnungen leben, zum Wohnen. Hunderttausende junger französischer Familien können keine Wohnung finden. Allein in Paris gibt es acht Jahre nach Kriegsende 90.000 junge Ehepaare, darunter 35.000 Familien von drei, vier und mehr Personen, deren Lebensraum ein einziges Zimmer ist. Diese soziale Pest, deren materielle und moralische Folgen heute die Unglücks- und Verbrechensspalten der Zeitungen füllen, ist ein Erstarrungsfaktor der französischen Gesellschaft geworden: die Unmöglichkeit, anderswo ein Dach über dem Kopf zu finden, und die heilige Scheu, lieber das kümmerlichste Leben zu fristen als da auszuziehen, wo man einmal sitzt, bedeutet praktisch die Aufhebung der Freizügigkeit und die Bindung des Arbeiters an seinen Arbeitsplatz, ähnlich der des mittelalterlichen Leibeigenen an die Scholle. Sie ist zugleich das augenfälligste äußere Kennzeichen der Stagnation geworden: ein Land, in dem nicht gebaut wird, ist ein Land, das zerfällt.

### Vereinbarte Stagnation

Sind diese Verhältnisse Schuld einer hauchdünnen Schicht „großer Kapitalisten“, die den französischen Arbeitsertrag unterschlägt, wie es die landläufige Demagogie behauptet? Tatsächlich ist eine ganze Bevölkerung damit beschäftigt, das Sozialprodukt „abzuschöpfen“: das ganze idyllische alte Frankreich der kleinen Läden und kleinen Fabriken.

Die französische Gesellschaft teilt sich nicht in „Kleine“ und „Große“, in „Kapitalisten“ und „Ausgebeutete“, sondern zu drei nahezu gleichen

Teilen in Bauern, die selbständig wirtschaften, in Lohnempfänger aller Kategorien bis hinauf zum Staatsrat und zum Ministerialdirektor — und in Leute, die „Geschäfte machen“, und zwar in der gewaltigen Mehrheit nicht in der Produktion, sondern im Zwischenhandel.

Das Wort „parasitär“ hat einen üblen Klang. Es ist keineswegs so, daß eine volkswirtschaftlich parasitäre Existenz auch notwendigerweise eine mühelose, einträgliche und wohlhabende Existenz ist. Die große Zahl jener, die „Geschäfte machen“, macht sehr schlechte Geschäfte. Neun Zehntel der „selbständigen Handelsunternehmungen“ sind kleine Familienbetriebe ohne Personal, und drei Viertel unter ihnen erreichten 1951 einen Jahresumsatz von weniger als einer Million Francs. Das System der garantierten Gewohnheitsrechte führt rasch zu dem grotesken Resultat, daß die Zahl der in Unterpacht gegebenen Handelsgeschäfte jährlich um etwa 8000 zunimmt. Der Mann, der vom Verkauf einiger Kilogramm Gemüse oder von zwei Paar Schuhen sein Leben und das seiner Familie zu fristen beansprucht, ist nichtsdestoweniger eine volkswirtschaftlich parasitäre Existenz, ein Teil der riesigen Kruste, die sich zwischen Produktion und Konsum gebildet hat und jede Bemühung um eine Senkung der Gesteungskosten in den Konsumgüterindustrien illusorisch macht, weil jede Senkung der Produktionspreise restlos im Groß-, Zwischen- und Kleinhandel absorbiert wird.

Dem französischen Konsumenten ist dieser Zustand längst viel zu gewohnt, als daß er noch Widerstand leisten würde. Es kann geschehen, daß er nicht mehr kauft oder nicht mehr kaufen kann, aber daß er immer teurer kauft, das ist ihm so selbstverständlich wie daß die

Bäume wachsen. Von den Experimenten, die jahrelang von Regierungen im Kampf gegen die „Preistreiberei“ angestellt wurden, mag eines genügen, um eine ganze Psychologie zu charakterisieren, die sich in drei Jahrzehnten bald schleichender, bald galoppierender Inflation gebildet hat: ein Laib Käse wurde in verschiedenen „Probeläden“ in zwei Hälften geschnitten und die eine Hälfte mit einem hohen, die andere mit einem niedrigen Preis etikettiert; in ausnahmslos allen Fällen war die teure Hälfte weit schneller verkauft als die billige. Die Teuerung ist ein natürlicher Trieb geworden, der sich zügeln, manchmal sogar aufhalten, aber scheinbar nicht mehr umkehren läßt.

Die Darstellung dieses in seiner Art extremen Beispiels kann einen Rundgang durch fast alle anderen Sektoren der Volkswirtschaft ersparen. Überall, vom Gemüsebau bis zur Verwaltung des Kolonialreichs, würde man auf den ewigen Zirkelschluß der Stagnation stoßen, die sich selbst jeden Ausweg verbaut. Diese Volkswirtschaft hat sich derart von oben bis unten auf die zur Gewohnheit gewordene Erstarrung eingerichtet, daß zwar jedermann im allgemeinen darüber klagt, daß aber in jedem konkreten Einzelfall sich sogleich die geschlossene Phalanx aller Beteiligten bildet, um die „situations acquises“ gegen jede störende Neuerung zu schützen.

Diese Volkswirtschaft der vereinbarten Stagnation kann ebensogut als Karikatur des Kapitalismus wie als Karikatur des Sozialismus gelten; sie ist von beiden etwa gleichweit entfernt, und sie ist gewiß der Planwirtschaft näher als der freien Konkurrenz — einer negativen Planwirtschaft freilich, deren einziges Gesetz die Sklerose ist.

## DIE KLEINEN HÄNDLER

*Die Abdankung der wirklichen Eliten bewirkte, daß sich gegenüber dem Arbeiterproletariat allmählich ein Bürgerproletariat herausbildete, das weder die Stabilität des alten Bürgertums besitzt noch seine Familientraditionen noch auch seine geschäftliche Anständigkeit. Die Zufälle der wirtschaftlichen Anarchie erneuern es ohne Unterlaß. Es hat seine Handlanger wie das Arbeiterproletariat . . . Welchen Namen soll man dieser Menge von kleinen Kaufleuten geben, deren Zahl durch die Inflation nach dem Krieg übermäßig vergrößert wurde und die von den täglichen Bankrotten nicht vermindert wird? Warum soll man sie überhaupt Kaufleute nennen? Jeder beliebige Habenicht kann sich heute rühmen, der Kaufmannschaft anzugehören, wenn er einen Laden gemietet hat und sich als zehnter oder zwanzigster Zwischenhändler einschaltet zwischen den Industriellen, der sich ruiniert, um billig zu produzieren, und den einfältigen Käufer, dessen Schicksal es ist, sich bestehlen zu lassen. Man irrt sehr, wenn man so eine schmutzige Höhle, die jedesmal, wenn sich die Türe einen Spalt weit öffnet, unter dem Bimmeln der schleppenden Ladenklingel einen unmöglichen Geruch nach Zwiebeln und Katzenurin auf die Straße entläßt, nur nach ihrem Äußeren, nach der wurmstichigen Fassade und der gesprungenen Scheibe beurteilt . . . Die armen Leute, die des rührenden Glaubens sind, daß der kleine Händler sich mit einem kleinen Gewinn zufrieden gibt, würden von allzu glänzenden Auslagefenstern nur abgestoßen werden. Jene scheußlichen Fallen ernähren das Insekt, das dahinter lauert, ganz vorzüglich . . .*

GEORGES BERNANOS: Die Friedhöfe unter dem Mond (1937)

## PRO UND CONTRA

# JUGOSLAWIEN

Das Thema „Jugoslawien“, das wir in diesem Heft zur Diskussion stellen, ist so vielschichtig, daß es sich kaum auf einen einzigen Nenner bringen läßt, zu dem man klare Stellung beziehen und ein eindeutiges Pro oder Contra äußern könnte. FORVM hat es darum für besser gehalten, den beiden Diskussionsteilnehmern erst keine solche Eindeutigkeit abzufordern, und hat jeden von ihnen sein eigenes Pro und Contra vorbringen lassen. Wenn wir die Ausführungen Einsiedels und Kautskys dennoch einander gegenüberstellen — jene als „Pro“, diese als „Contra“ —, so deshalb, weil sie von den Autoren so gemeint waren. Zur Ergänzung und Ausrundung des Überblicks über die jugoslawische Situation, wie sie sich nach dem Sturz Djilas' darstellt, fügen wir dann noch die Bemerkungen und Interviews Alfred Joachim Fischers hinzu.

### PRO

HEINRICH GRAF EINSIEDEL:

Der erste Eindruck, den man als privater Besucher von Jugoslawien erhält, ist nicht unbedingt sympathisch. Man fühlt sich in das Dritte Reich der ersten Jahre nach 1933 zurückversetzt, oder in die sowjetische Besatzungszone, in eine Volksdemokratie. Auf Schritt und Tritt erinnern Sowjetsterne (in Jugoslawien „Volkssterne“ genannt), Transparente, auf Häuser und Zäune geschmierte Losungen, Führerbilder und all der andere Propagandakram daran, daß dieses Land eine Regierung hat, die bei der Bevölkerung um Vertrauen und Verständnis werben muß. Dazu kommt die außergewöhnliche Armut des Durchschnittsbürgers, die tiefe Kluft zwischen dem Angebot und dem Bedarf an Waren, zwischen Preisen und Löhnen, der ganze, im Vergleich mit Österreich oder Westdeutschland erschreckend niedrige Lebensstandard.

In Sarajewo sah ich den Chauffeur eines großen amerikanischen Wagens der bosnischen Regierung Ölwechsel vornehmen. Acht Liter Shell X-100. Ein Liter kostet 970 Dinar. Der Chauffeur verdient 10.000 Dinar im Monat, der Tankwart 8000, also nur um wenig mehr, als das Öl für den Ministerwagen kostet.

\*

Im Verlauf von drei Monaten wurde ich Zeuge von einigen Dutzend patriotischen Feiern, Aufmärschen, Paraden und Veteranentreffen — die Tristdemonstrationen gar nicht gerechnet. „Tito, Partija — Narod, Armija!“ im Sprechchor geschrien, hört sich ganz ähnlich an wie „Ein Volk, ein Reich, ein Führer“. Ich mußte immer an den Tag von Potsdam denken, als ich das erste Mal meine Haare im Sturm der nationalen Erhebung flattern lassen durfte.

Oder die Wochenschauen. Inhalt einer willkürlich herausgegriffenen: Tito in Zagreb — Rede — Parade — Demonstration . . . Ein altes Mütterchen mit Orden überreicht Blumen — ein Großvater mit Orden blickt martialisch drein . . . Ein Kinderheim auf der Krim — nein, natürlich an der Adria . . . Tito mit einem Kind auf dem Arm . . . Blende: ein Schiffsuntergang, oder irgendeine andere Katastrophe aus dem Ausland. Schluß.

Und dann — der „deutsche Blick“! So aus den Augenwinkeln hinüber zum Nebentisch, wo eben ein Herr im Funktionärsledermantel Platz genommen hat. Diese unwägbare Vorsicht und Zurückhaltung, die sich wie ein Schatten über das Gespräch senkt, sobald es auf ein politisches Thema zusteuert. Dieses völlige Fehlen jener unbekümmerten Offenheit, mit der man sich in demokratischen Ländern über politische Themen die Köpfe heißredet und seinem Ärger über die Regierung

HEINRICH GRAF VON EINSIEDEL ist als junger Offizier bei Stalingrad in russische Gefangenschaft geraten und hat dem unter sowjetischer Patronanz entstandenen Komitee „Freies Deutschland“ angehört, für das der Urenkel Bismarcks ein ebenso wertvolles Aushängeschild war wie die Generäle Paulus und Seydlitz. Nach Beendigung des Kriegs spielte er eine Zeitlang auch noch in der deutschen Ostzone die ihm zuge dachte Rolle — bis es ihm eines Tags im Jahre 1948 zu dumm wurde. Er lebt seither als freier Schriftsteller in West-Berlin und hat sich erst unlängst drei Monate lang in Jugoslawien aufgehalten (leider nicht lange genug, um noch die Affäre Djilas verarbeiten zu können).

### CONTRA

BENEDIKT KAUTSKY:

Graf Einsiedel entwirft in seinem Artikel über Jugoslawien ein außerordentlich lebendiges und farbiges Bild von den Zuständen in diesem Lande. Soweit ich während eines sehr kurzen Aufenthaltes feststellen konnte, ist Einsiedels Schilderung zutreffend. Wenn ich daher zu seinem Artikel Stellung nehme, so nicht etwa deshalb, weil ich seine Darstellung anzweifle, sondern weil mir manche seiner Schlußfolgerungen unrichtig zu sein scheinen.

Worauf läuft Einsiedels Argumentation hinaus? Er selbst legt ausführlich dar, daß Jugoslawien heute noch eine kommunistische Diktatur mit allen Anzeichen des Totalitarismus ist. Allerdings hat „das Tito-Regime von sich aus einige bedeutende Schritte auf die Freiheit hin getan“ und der Westen müsse sich darüber schlüssig werden, ob er das „höher bewerten soll als die Tatsache, daß Jugoslawien vom Ideal einer modernen Demokratie immer noch meilenweit entfernt ist“. Und er findet abschließend, daß „eine freundschaftliche Zusammenarbeit mit dem heutigen Jugoslawien die Aussicht eröffne, der Freiheit auf dem Balkan zum Durchbruch zu verhelfen“.

\*

Es ist unzweifelhaft richtig, daß Tito etwas gewagt hat, was vor ihm noch kein anderer Kommunist unternommen hat: er hat Stalin und dem Stalinismus in aller Offenheit den Fehdehandschuh hingeworfen und damit nicht nur seinem Lande und seiner Partei, sondern der ganzen freien Welt einen außerordentlichen Dienst erwiesen. Die Bedeutung dieses Entschlusses wird auch dadurch nicht herabgemindert, daß Tito infolge seiner umfassenden Kenntnis der internen Vorgänge innerhalb des Führerkreises des Weltkommunismus voraussehen konnte, daß Stalin um Jugoslawiens willen keinen Krieg heraufbeschwören würde. Die eigentliche Gefahr war denn auch niemals in einem Angriff von außen zu suchen, sondern in der Möglichkeit innerer Unruhen, die stalinistische Elemente in Ausnützung der zu erwartenden wirtschaftlichen Schwierigkeiten hervorrufen könnten. Tatsächlich sah Stalins Rechnung die Aushungerung Jugoslawiens durch wirtschaftlichen Druck vor, und Tito war im Jahre 1950 zu einem zweiten Schritte gezwungen, der ihm als eingefleischten Kommunisten vielleicht noch schwerer gefallen sein mag als der Abfall von Stalin: die *Verständigung mit dem Westen*. Der Bruch mit Moskau erfolgte noch immer im Zeichen des Kommunismus: Tito beschuldigte das Haupt der kommunistischen Kirche eines Mißbrauchs seiner päpstlichen Unfehlbarkeit und einer Reihe falscher Auslegungen der alleinseligmachenden Lehre. Und das bedeutete, daß er, Tito, in Glaubensfragen maßgeblicher wäre als Stalin.

Aber die Phase, in der sich Tito als der Reformator des Weltkommunismus fühlte und versuchte, eine „protestantische“ Bewegung im Sowjetraum hervorzurufen, in der er mit Mao Tse Tung und

BENEDIKT KAUTSKY lehrt an der Otto-Möbius-Schule in Graz. Er ist der Sohn Karl Kautskys, eines der Gründer und Führer der österreichischen Sozialdemokratie, und seinersits einer der angesehensten Theoretiker der heutigen SPÖ.

Luft macht. Nichts davon hier. Das ist unbehaglich. Und wenn man dann noch ab und zu an einem stacheldrahtbewehrten, nachts mit Scheinwerfern beleuchteten Barackenlager mit den charakteristischen Wachtürmen vorbeikommt, dessen Insassen auf irgendeiner riesigen Baustelle des Landes arbeiten, ist es kein Unbehagen mehr, sondern Abscheu. Ich habe nicht feststellen können, wer in diesen Lagern sitzt. Aber der Verdacht liegt nahe, daß es nicht nur Kriminelle sind.

\*

Dennoch ist in Jugoslawien die Freiheit nicht so total, so hoffnungslos abwesend wie in den Satellitenstaaten. Man trifft erstaunlich viele Menschen, die als tatsächliche oder mutmaßliche Kollaborateure, als Kommunisten, die die Schwenkung von 1948 nicht verstehen konnten, oder als sonst irgendwie unerwünschte Individuen in diesen Lagern waren — und die nun wieder als gleichberechtigte Bürger leben und arbeiten. Das deutet immerhin auf eine Normalisierung der Rechtsverhältnisse hin.

Die Zensur ist aufgehoben worden, und der Zugang zu westlicher Literatur und zu westlichen Filmen ist überraschend breit. Das Interesse der Hochschülerschaft gilt dem Westen und den liberalen Ideen, ihre Abneigung und Verachtung dem Stalinismus, dem sie zumeist auch in seinen titoistischen Erscheinungsformen kritisch gegenübersteht. Das wird freilich selten offen ausgesprochen, es sei denn, man übt Kritik an den Verhältnissen vor 1948. Das Problem der Studenten ist weniger die Freiheit, als das Bestreben, den Westen kulturell einzuholen. Das ist übrigens der Ehrgeiz aller Jugoslawen.

Im Gegensatz zu den Kominform-Parteien gibt es im jugoslawischen „Bund der Kommunisten“ auch so etwas wie eine innerparteiliche Demokratie, besonders in den höheren Rängen der Hierarchie. Wichtige Fragen, wie zum Beispiel die Agrarpolitik, werden in aller Öffentlichkeit diskutiert, ohne daß diese Diskussionen mit dem Verschwinden oppositioneller Teilnehmer enden.

Das Hin und Her in der Kolchosfrage beweist jedoch, daß jede Konzession der Regierung an einen besonders unterdrückten Teil der Bevölkerung (an die selbständigen Bauern etwa) nicht nur im Parteiapparat Verwirrung hervorruft, sondern auch Erbitterung bei jenen Bevölkerungsschichten, die die Nutznießer des bisherigen Kurses zu sein vermeinten (in diesem Falle die Landarbeiter).

\*

Innenpolitisch hat Tito ein gewaltiges Plus: die Rolle nämlich, die er als Bewahrer der nationalen Unabhängigkeit gegenüber dem „Stalinistischen Imperialismus“ gespielt hat. Selbst ausgesprochene Antikommunisten meinen, daß Tito sich zwar in typisch stalinistischer Weise den Nicht-Kommunisten gegenüber durchgesetzt hätte, daß er aber gerade dank seiner Skrupellosigkeit und dank seiner betont nationalen Haltung die einzige Kraft darstelle, die das Land vor dem Schicksal seiner östlichen Nachbarn bewahren könne. Das mag stimmen. Jedenfalls ist dies ein Gedankengang, der viele Jugoslawen darüber hinwegsehen läßt, ein wie naher Verwandter der Volksdemokratien das Tito-Regime ist und bleiben wird — so lange, bis es den Mut findet, seine sozialistische Grundkonzeption dem Wagnis der Freiheit auszusetzen.

Gewiß, einige Reformen wurden durchgeführt: Übergabe der Betriebe in die Verwaltung der Arbeiterräte, Beteiligung der Arbeiter am Gewinn, Wiederherstellung einer gewissen Freizügigkeit des Handels — all das hat die Leistungsfähigkeit der Wirtschaft fühlbar gesteigert. Dennoch bestimmt einzig und allein die Partei, wieviel „Mehrwert“ nach Abzug der Produktionskosten „übrigbleibt“. Ebenso wenig kann von einem Wettbewerb um die Verteilung des „Restmehrwertes“ die Rede sein. Die verschiedenen Gruppen seiner Erzeuger haben keine Möglichkeit, durch demokratisch gewählte Vertretungen an der Gestaltung der Wirtschaftspolitik mitzuwirken.

Bisher ist die sozialistische Gesellschaftsform jeden Beweis schuldig geblieben, daß ihre Produktivität dem Vergleich mit der kapitalistischen

Ho Chi Minh Verbindung aufzunehmen trachtete (seine Beziehungen zu kommunistischen Politikern im europäischen Satellitenraum plaktierte er wohlweislich nicht) — diese Phase dauerte nur so lange, wie Jugoslawien versuchte, seine kommunistische Industrialisierungspolitik isoliert fortzusetzen. Als dieses Experiment infolge der Mißernte 1950 zusammenbrach und Tito genötigt wurde, amerikanische Wirtschaftshilfe zu beanspruchen, wurde es allmählich still um die Bemühungen Titos, eine Vierte Internationale aufzurichten. Nach kurzem Schwanken gab Belgrad die Parole aus, daß man nicht mehr kommunistisch, sondern demokratisch-sozialistisch sei und daher eigentlich in die Zweite Internationale und in den Brüsseler Internationalen Bund Freier Gewerkschaften gehöre.

\*

Diese Umstellung hatte zwei Wurzeln, eine ideologische und eine materielle. Ideologisch lag es nahe, daß man im Streit mit dem Stalinismus auf Lenin zurückgriff, und zwar nicht nur auf den Lenin der Zweiten Russischen Revolution und der Jahre nach der bolschewistischen Machtergreifung, sondern auch auf den frühen Lenin, aus dessen Schriften sich zahllose Beweise für die Demokratie und gegen eine Diktatur der Minderheit zusammenstellen lassen.

Aber dieser ideologische Wandel wäre niemals Tatsache geworden, wenn nicht Bauern, Arbeiter und Bürger tatkräftig zu seiner Förderung beigetragen hätten. Die Bauern erzwangen die Auflösung der Kolchosen, die Arbeiter die Erhöhung der Löhne und die Erweiterung ihres Konsums auf Kosten der übermäßigen Ausdehnung der Schwer- und Rüstungsindustrie, und das Bürgertum unterstützte die beiden andern Klassen, indem es auf eine Lockerung des staatlichen Handels und der Verstaatlichung des Handwerks hinarbeitete. Hand in Hand mit diesen wirtschaftlichen Konzessionen ging eine Umgestaltung der Verfassung und Verwaltung im Sinne einer größeren Dezentralisierung. Das ökonomische Motiv bei all diesen Umgestaltungen war die *Steigerung der Produktivität*, ohne die sich die Wirtschaftskrise Jugoslawiens nicht lösen ließ.

Bei der Entwicklung in Jugoslawien muß man sich daher stets der Tatsache bewußt bleiben, daß die „Liberalisierung“, wie sie Einsiedel nennt, *nicht dem freien Willen des Regimes* entsprungen, sondern von den *wirtschaftlichen Notwendigkeiten* und in ihrer Ausnützung von den maßgebenden Klassen der Bevölkerung *erzungen* worden ist. Sie wird daher auch nur dann weitergehen, wenn dieser Druck ständig wirksam bleibt.

\* \*

Wie schwer es ist, diese Entwicklung voranzutreiben, beweist der Fall *Djilas*. Zweifellos hat Djilas sich bei seinen Veröffentlichungen auf die Billigung der höchsten Stellen der Partei berufen können und nicht deren Widerstand, sondern eine Revolte von unten hat seine Abdankung erzwungen. Es war *der Apparat und nicht die Führung*.

Schon daraus geht hervor, wie tief Jugoslawien noch immer in die totalitäre Diktatur verstrickt ist und welcher Kraft es bedürfen wird, den Apparat der kleinen und mittleren Parteibeamten, Staatsbürokraten und Polizisten aufzulösen. Angesichts dieser Tatsachen von „einer tastenden, schrittweisen Liberalisierung“ des Regimes zu sprechen, wie Einsiedel das tut, erscheint mir als durchaus ungerechtfertigter Optimismus. Ebenso ungerechtfertigt ist seine Annahme, daß das Regime in Jugoslawien „sozialistische Züge“ tragen wird. Vorläufig steht alles, was auf diesem Gebiet als Abweichung vom russischen Muster geplant ist, noch auf dem Papier und es ist viel wahrscheinlicher, daß die Wirtschaftsordnung weitgehend reprivatisiert wird, als daß sich unmittelbar auf der kommunistischen Diktatur eine sozialistische Ordnung aufbauen läßt. Einer der wesentlichsten Nachteile der kommunistischen Diktaturen besteht darin, daß sie den Gedanken der Planwirtschaft so allgemein diskreditieren, daß eine solche dann auch in demokratisch-sozialistischen Formen bei der Mehrheit der Bevölkerung keinen Anklang mehr findet.

\*

So paradox es klingen mag — die Politik der Westmächte, ihre Wirtschaftshilfe auf ein Maß zu beschränken, das gerade hinreichte,

standhält. Ein ausländischer Ingenieur, der in Jugoslawien arbeitet, faßte seine Eindrücke etwa folgendermaßen zusammen:

„Die Schlamperei und die Mißwirtschaft, der man so häufig begegnet, ist nicht zuletzt eine Folge der technischen Rückständigkeit Jugoslawiens. Facharbeiter, Ingenieure und Direktoren, die die Spielregeln der modernen Technik und Wirtschaft beherrschen, reifen erst allmählich heran, und diese Reifeperiode kann man nicht gewaltsam überspringen. Das jugoslawische Volk bezahlt sein Experiment mit niederem Lebensstandard.“

\*

Der Westen muß sich darüber schlüssig werden, ob die Tatsache, daß das Tito-Regime von sich aus einige bedeutsame Schritte auf die Freiheit hin getan hat, höher zu bewerten ist als die Tatsache, daß Jugoslawien vom Ideal einer freien Demokratie immer noch meilenweit entfernt ist. Soll man Jugoslawien unter den „Druck der Freiheit“ setzen? Oder soll man auf die Anziehungskraft der Freiheit vertrauen?

Es hat den Anschein, als wollten Tito und seine Ratgeber ihren Weg fortsetzen — den Weg einer tastenden, schrittweisen Liberalisierung. Tito, der sozialistische Revolutionär, will auch als nationaler Erneuerer gelten. Man darf nicht vergessen, daß er es sich nicht nur zur Aufgabe gemacht hat, sein Regime von doktrinären Fesseln zu befreien, sondern zugleich jene Schwierigkeiten zu überwinden, denen jeder Modernisierungsversuch in einem rückständigen Land gegenübersteht. Demokratie hat es in Jugoslawien bisher kaum gegeben. Sie kann nicht einfach „wiederhergestellt“ werden, wie etwa — vielleicht einmal — in der deutschen Ostzone. Ihre Spielregeln sind nicht leichter und nicht schneller zu erlernen, als die der modernen Wirtschaft, erst recht nicht, wenn das Land unter dem Druck zweier Fronten steht.

Der Westen hat es in der Hand, Tito den Weg zur Freiheit zu ebnen, oder auf diesem Weg Hindernisse aufzutürmen: je nachdem, ob er entschlossen mit ihm zusammenarbeitet oder abwartend beiseitesteht. Beide Alternativen sind riskant. Die eine birgt jedoch ungleich größere Erfolgchancen in sich, als die andere. Von einer passiven oder gar feindseligen Haltung ist nichts Positives zu erwarten. Hingegen eröffnet eine freundschaftliche Zusammenarbeit mit dem heutigen Jugoslawien die Aussicht, der Freiheit auf dem Balkan zum Durchbruch zu verhelfen. Wenn solch ein freieres Jugoslawien zugleich auch sozialistische Züge trägt, dann dürfen wir hoffen, daß es dem Willen zur Freiheit und zum Widerstand in den benachbarten Satellitenstaaten neue Impulse und ideologischen Rückhalt zu geben vermag.

#### ALFRED JOACHIM FISCHER:

Seit der Dreimächte-Entscheidung über Triest und der daraus resultierenden Belgrader Mißstimmung gegen den Westen sah man eine politische Krise in Jugoslawien herannahen. Eine kurze Zeit ließ sie allerdings noch auf sich warten, und eine ganze Weile lang sah es sogar nach dem Gegenteil aus: die Diskussion wurde freier und elastischer, und Milowan Djilas, als Vizepräsident einer der engsten Mitarbeiter Titos, veröffentlichte eine Reihe geradezu umstürzlerischer Artikel im Partei-Zentralorgan „Borba“, in denen er nicht mehr und nicht weniger als die Aufhebung der Parteimacht forderte, einige ihrer prominentesten Führer kritisierte und sogar die bisher heilig gehaltenen Partisanen-Vorrechte angriff.

Dann aber spielte sich vor den verblüfften Augen der an solcherlei nicht gewöhnten jugoslawischen Öffentlichkeit ein Kampf zwischen Führung und Apparat ab, an dessen Ende Djilas, der illegale Kämpfer, Kriegsheld, Ideologe und Propagandist, vermutlich von denselben Männern ausgebootet wurde, die seine Schritte gutgeheißen hatten. Niemand außerhalb dieses kleinen Kreises kann beurteilen, unter welchen Hemmungen das geschah. Denn gerade in Jugoslawien hatten die Kommunisten sich immer gerühmt, daß ihr Politbüro kein Intrigennest wie etwa das sowjetrussische sei, sondern eine fest zusammengeschweißte, harmonische Familie. Mit der Ausbootung Djilas —, dem man gerade noch das Parteibuch ließ — gehört diese Legende der Vergangenheit an. Der Apparat hat gesiegt. Und während der Diskussionen über die Landreform setzte das Heer

um Staat und Wirtschaft aufrechtzuerhalten, war zweifellos unter den gegebenen Umständen die klügste. Hätten sie dem Regime reichlichere Unterstützung gewährt, so hätten sie ihm die Möglichkeit verschafft, sich ohne innere Umstellung aufrechtzuerhalten, und dann wäre nicht nur der wirtschaftliche, sondern auch der politische Umbau unterblieben.

Das bedeutet natürlich nicht, daß Jugoslawien keine außenpolitische oder militärische Hilfe zuteil werden soll. In dieser Beziehung darf es keine Unklarheit geben: *Selbständigkeit eines nichtstalinistischen Jugoslawiens ist für die Westmächte eine Notwendigkeit ersten Ranges* und alles, was diesem Zweck dient, hat zu geschehen. Ja noch mehr — auch die Erfüllung seiner berechtigten nationalen Ansprüche können einem nichtstalinistischen Jugoslawien nicht mehr verweigert werden. Der Versuch Italiens, die Triester Frage auf Kosten Jugoslawiens zu seinen Gunsten zu lösen, darf nicht geduldet werden, denn hier liegt das nationale und historische Recht zweifellos auf der Seite Jugoslawiens. Es ist ein unentrinnbares Schicksal, daß die zur Freiheit aufstrebenden slawischen Bauernmassen allmählich auch die Städte erobern, die in ihrer Mitte zur Zeit der deutschen und italienischen Kolonisierung des Ostens begründet wurden. So wie Prag und Brünn, Krakau und Lodz, Cilli und Laibach aus deutschen Städten zu slawischen wurden, so sind auch Spalato und Ragusa zu Split und Dubrovnik geworden. Triest wird diesem Schicksal auf die Dauer nicht entgehen können.

Aber die Befriedigung der nationalen Sehnsucht Jugoslawiens ist nicht nur die Frage historischer Grundsatztreue, sondern auch die praktischer Politik. Wenn Jugoslawien 1945 ein demokratischer Staat und nicht ein russischer Satellit gewesen wäre, so wäre wahrscheinlich die Frage schon damals zu seinen Gunsten entschieden worden, und wenn Tito gut beraten wäre, so wüßte er, daß seine Aussichten auf eine günstige Erledigung in dem Maße steigen, in dem sein Regime demokratisiert wird.

Auch noch aus einem andern Grund ist die Welt an einer gerechten Lösung dieses Problems interessiert. Titos Rückhalt in der Bevölkerung ist nur aus der Tatsache zu erklären, daß er als der nationale Held gilt, der Jugoslawien vom russischen Joch befreit hat, und der jetzt Jugoslawiens Ansprüche gegen Italien vertritt. Je mehr diese außenpolitische Rolle Titos in den Hintergrund tritt, je weiter sich der Druck der Sowjetunion und ihrer Satelliten vermindert und je rascher eine befriedigende Lösung der Triester Frage zustande kommt, um so größer wird die Möglichkeit zur Entfaltung der inneren sozialen Kräfte und damit die Möglichkeit einer echten Demokratisierung — freilich nicht durch Tito selbst, sondern im Gegensatz zu seiner Diktatur.

der mittleren Funktionäre einen verringerten Maximalbesitz durch, d. h. neue, wenn auch diesmal nicht mehr entschädigungsfreie Enteignungen.

Die neue Entwicklung wurde keineswegs einhellig kommentiert. Manche sagen bereits eine Rückkehr Jugoslawiens zur Kominform voraus und deuten ein (immer noch sehr begrenztes) Entgegenkommen der Sowjetunion und ihrer Satelliten in diesem Sinn. Andere glauben zwar, daß Tito aus taktischen Gründen hier und da eine Ostkarte ausspielen wird, halten aber eine Wiedervereinigung mit der Sowjetunion schon deshalb für ausgeschlossen, weil die Repräsentanten des heutigen jugoslawischen Regimes sie keinesfalls lange überleben könnten. Gemäßigte Kritiker verweisen vor allem auf die vielen Schritte, die bereits eine deutliche Entfernung vom Stalinismus bedeuten: die dezentralisierte Verwaltung, die größere Macht und Verantwortung der Arbeiter in ihren Betrieben, das neue, persönlichere Initiative fördernde Wahlgesetz, die verfassungsmäßig fundierten Möglichkeiten zum Verlassen landwirtschaftlicher Kollektive usw. Diese Stimmen bedauern Djilas' Entmachtung ebenso wie die Kaltstellung seines Freundes, des berühmten Titobiographen Vladimir Dedijer, halten jedoch beides nur für eine aufgegebene Position, nicht für einen aufgegebenen Kampf. Niemand kann sichere Prognosen stellen. Immerhin gewinnt man durch nähere Kenntnis der führenden Persönlichkeiten ein klareres Bild. Gelegentlich meines letzten Aufenthaltes in Belgrad habe ich nahezu alle kennengelernt.

## Milowan Djilas

Mit am stärksten beeindruckte mich der jetzt entthronte Djilas. Ein leidenschaftlicher Jäger und ein ausgezeichnete Literat, nimmt er schon durch sein mitreißendes, bohemienhaftes Temperament gefangen. Ohne die von Djilas revidierte Neuauflage marxistischer und leninistischer Theorien hätte Tito den Bruch mit der Kominformwelt wohl kaum so glatt überstanden. Djilas' These, daß das „Absterben des Staates“ mit dem Absterben der staatlichen Wirtschaftsfunktionen zu beginnen hätte, fand willig Gehör. Auch was er gegen die Gefahren einer Bürokratisierung nach russischem Muster vorbrachte, wurde beifällig aufgenommen.

Als ich ihn wenige Wochen vor seinem Sturz im Zentralbüro der Kommunistischen Partei — einem Belgrader Monumentalbau — aufsuchte, sprühte er vor Ideen. Er hatte durchaus eigene und eigenwillige Ansichten, die nicht selten im Widerspruch zu denen Titos standen. Tito zum Beispiel behandelte China immer noch mit Glacéhandschuhen. Djilas äußerte geringschätzig: „Peking geht denselben bürokratischen Weg wie Moskau.“ Er war auch nicht unbedingt für eine Annäherung der Vereinigten Staaten an China: „Erst einmal sollen die Chinesen ihre Enttäuschungen mit dem Kreml erleben.“ Und auf seiner kurz zuvor unternommenen Reise in den Fernen Osten hatte er die Völker Asiens gewarnt: „Laßt das Drängen mit der Kollektivisierung, sonst gewinnt die Bürokratie die Oberhand schon im Dorf.“ Gegen die Kominformisten wollte er mit äußerster Schärfe vorgehen. Im übrigen hatte er sich wesentlich den in Jugoslawien merkwürdigerweise nicht sehr bekannten Gedankengängen Rosa Luxemburgs angenähert, und manche seiner Äußerungen schienen mir dafür zu sprechen, daß er an eine Aktivierung auch der religiösen Kräfte dachte, denen die Partei mit ihrem atheistischen Prinzip keine Chancen bietet.

Sehr aufschlußreich — besonders durch den Hinweis auf Luther — fand ich seine Deutung der Geständnisse bei den politischen Prozessen im Ostraum:

„Wer einmal so blind gläubig war wie ich, sieht diese Dinge anders. Ich halte die Geständnisse für einen Ausdruck von Religiosität. Auch zur Zeit der Inquisition gab es Leute, die sich selbst der Verbindung mit dem Teufel anklagten. Nur Luther hatte den Mut, Widerstand zu leisten ... Wenn man lange genug an die Sowjetunion und an Stalin geglaubt hat, muß man eines Tags in einen Konflikt zwischen Glauben und Wirklichkeit geraten. Diesen Moment der Krise benutzt die MWD, um ihren Mann zu fangen und aus ihm zu machen, was sie will. Ich bin sicher, daß es sich dabei nur um seelischen Terror handelt. Physische Marter kann einen Mann nicht brechen. Einen Schwächling mag sie zum Verrat von Geständnissen bringen, aber niemanden dazu, daß er sich selbst bespuckt.“

Vor dem höchsten Parteigericht Jugoslawiens hat Djilas zwar „einige Irrtümer“ eingestanden. Aber man kann ihm nicht nachsagen, daß er demütigende Reuebekenntnisse abgegeben und sich selbst bespuckt hätte.

## Eduard Kardelj

Von ganz anderem Temperament als der Montenegriner Djilas ist der Slowene Eduard Kardelj, ein ehemaliger Lehrer, lange Zeit Außenminister, jetzt Vizepräsident und mutmaßlich als Titos Nachfolger vorgesehen. Auch er neigt zu Reformen, vermeidet aber jederlei Überstürzung, und seine Gedankengänge sind dogmatischer gefesselt als die seines nunmehr verfeimten Freundes. Keinesfalls ist er bereit, auf die Basis der gegenwärtigen Macht zu verzichten. Die Funktionärsarmee herauszufordern, scheint ihm gefährlich. Beinahe enthusiastisch begrüßte er die neue Landwirtschaftspolitik — aber als die landlosen Bauern der Wojewodina und ihre Führer unerwartet heftig reagierten, gab er fast unverzüglich nach und bejahte die neue Bodenreform. Über die Russen macht er sich keine Illusionen. Immer wieder fiel mir gegenüber das Wort vom verbrecherischen sowjetischen Wirtschafts-imperialismus, der laut Kardelj alles übertrifft, was der westliche, imperialistische Kapitalismus je an Übeltaten vollbrachte. Zweifellos wünscht er eine stärkere Mitverantwortung des Arbeiters im Betrieb

und zweifellos wurde die Autorität der lokalen Behörden von ihm gefordert. Auf die alles lenkende Macht der Partei scheint er jedoch konzessioniertes Gewicht legen zu wollen.

## General Peko Dapcevic

Da ist General Peko Dapcevic, Jugoslawiens noch nicht 40-jähriger Stabschef (dessen Ehe mit einer Nicht-Partisanin soviel Aufsehen erregte), schon weit eher bereit, über den eigenen Schatten zu springen. Selten ist mir ein Offizier von solcher Offenherzigkeit begegnet wie dieser Montenegriner. Er begann mir ohne Umschweife an Hand einer Europakarte die Fronten eines kommenden Krieges darzustellen, wobei es für ihn ganz selbstverständlich war, daß Jugoslawien auf der Seite des Westens stehen würde. Sogar Italien gegenüber empfindet er keinerlei Ressentiment, sondern wünscht eine baldige, für beide Teile ehrenvolle Beilegung des Triest-Konflikts und ein militärisches Bündnis Rom-Belgrad nach dem Vorbild Belgrad-Athen-Ankara.

Mit Washington steht er auf bestem Fuß — „schließlich bekommen wir von Amerika alles, was der jugoslawischen Armee dringend fehlt“ —, und während der ganzen Triester Krise kam es zwischen ihm und der amerikanischen Militärmission zu keiner Verstimmung. Die gemäßigte Haltung des jugoslawischen Stabschefs und seine persönliche Beliebtheit bei den Amerikanern machten es beiden Seiten leicht, den Konflikt taktvoll zu übergehen.

Das Hauptverdienst, das Dapcevic für sich in Anspruch nehmen darf: er hat den politischen Kommissar in der Armee abgeschafft und damit die volle Befehlsgewalt der Militärs wiederhergestellt.

## Mosche Pijade

Mosche Pijade, Titos politischer Lehrer während langer gemeinsamer Gefängnisjahre und Präsident des Parlaments, ist ein kleiner Mann mit dicken Brillengläsern, der seine jüdische Herkunft nicht verleugnet und einen unter Kommunisten sehr selten anzutreffenden, gänzlich unzynischen Humor besitzt. Daher wohl auch seine Popularität bei der Jugend. Seiner Verfassungsreform ist es zu danken, daß heute in Jugoslawien jeder aus politischen Gründen erfolgten Verhaftung sehr rasch der Prozeß nachfolgen muß, ein nicht geringer Fortschritt, wenn man bedenkt, welche Wirkung in den Volksdemokratien gerade durch endlos lange Haftperioden ohne Prozeß erzielt wird.

Im Gespräch mit ihm brachte ich auch die Rede auf den Antisemitismus im Kominform-Bereich. Pijade ist überzeugt, daß die „antikosmopolitische“ Linie jederzeit wieder hervorgeholt werden kann. Nicht ohne Genugtuung wies er darauf hin, daß in Jugoslawien niemals etwas dergleichen geschehen sei, und daß die jugoslawischen Juden nicht nur ungehindert nach Israel auswandern durften, sondern auch die Erlaubnis bekamen, ihr gesamtes bewegliches Gut und große Teile ihres Barvermögens mitzunehmen.

## Marschall Tito

Tito empfing mich im alten Belgrader Königspalast. Dem Marschall ist nichts mehr davon anzumerken, daß er einmal Schlosser war. Er hat das Aussehen und die Manieren eines geborenen Grandseigneurs. (Übrigens spricht er ein Deutsch von unverkennbar österreichischer Färbung.)

Nichts scheint ihm ferner zu liegen als eine Versöhnung mit Moskau, und auch die von ihm gewünschten normaleren Beziehungen zu den Kominformstaaten betrachtet er lediglich als eine politische Notwendigkeit, nicht als ideologische Annäherung. Unumwunden gab er zu, daß es falsch gewesen sei, bis 1948 der stalinistischen Linie zu folgen: „Rußlands Verrat im Krieg und Stalins Bereitschaft, mit Churchill einen Kuhhandel auf unsere Kosten zu treiben, hätten uns warnen müssen. Auch daß wir die sowjetischen Wirtschaftsmethoden so lange kopiert haben, war von Übel.“

Zu den neuen landwirtschaftlichen Maßnahmen bemerkte er: „Sie waren notwendig — und wir Jugoslawen sind keine Dogmatiker.“

Über Amerika sprach er nicht unfreundlich, aber kühl, über England mit betonter Herzlichkeit. Man hat auf dem Balkan ein sehr ausgeprägtes Prestige-Bewußtsein, und Tito, der es in besonders hohem Maß besitzt, wurde in London wie ein König empfangen.

Wo bei ihm die Trennungslinie zwischen „realistischer Außenpolitik“ und „Opportunismus“ verläuft, ist schwer zu sagen. Jedenfalls ist er in dieser Hinsicht flexibler als in Dingen der Innenpolitik. Denn trotz

aller Reformfreudigkeit steht er unerschütterlich zur Partisanen-Ideologie und zum Primat der Partei. Hier dürften noch auf lange Sicht die Grenzen der Entwicklung liegen. Ob diese Grenzen mit der Affäre Djilas schon erreicht wurden, sollte sich sehr bald zeigen.

ALFRED JOACHIM FISCHER ist gebürtiger Wiener und hat seinen ständigen Wohnsitz in London, macht aber wenig Gebrauch davon. Er hat die von Egon Erwin Kisch kreierte Type des „rasenden Reporters“ ins Politische verlegt und befindet sich fast unausgesetzt auf Reisen, von denen er seine Berichte an die Redaktionen führender europäischer Zeitschriften schickt.

GEORGIOS D. LIALIOS

## Griechenland ist ganz anders

Wenn man in Belgrad ankommt“, sagte mir ein ausländischer Journalist, den ich in Athen zu betreuen hatte, „so will man sich von der gedrückten, unfreien Atmosphäre zunächst nicht blaffen lassen und hält sie für die Bestätigung eines Vorurteils. Nach ein paar Tagen kommt man dahinter, daß sie echt ist. Wenn man in Athen ankommt, so atmet man auf, weil man sich nun wieder in einer Atmosphäre der Freiheit und Ungezwungenheit zu bewegen glaubt. Nach ein paar Tagen kommt man dahinter, daß sie ein Bluff ist.“

\*

Um die politische Lage in Griechenland richtig zu deuten, muß man 1. alle im Westen üblichen Begriffe und Definitionen von Politik restlos beiseitelassen, 2. die neuere Geschichte des Landes kennen und in Betracht ziehen, und 3. vom Neuen Griechenland nicht allzu viele Wesenszüge des Alten Hellas erwarten, sondern bedenken, daß Byzanz der Gegenwart ungleich näher liegt als die Antike.

Das heutige Griechenland entstand fünfunddreißig Jahre nach der französischen Revolution, zur Zeit des beginnenden Kapitalismus und der beginnenden Demokratie (moderner Prägung). Es besaß das Parthenon, etwa zwei Millionen Einwohner, keinen Adel, kein Proletariat, kein Kapital, eine Menge von Führerpersönlichkeiten, starke Tendenzen zur Demokratie, aber ohne jede Basis dafür, und es besaß die damals modernste Staatsverfassung Europas.

Sein erster Präsident war infolgedessen ein Diktator; er wurde ermordet. Sein erster König — Otto — war ein Prinz aus dem Hause Wittelsbach und wurde entthront. Sein zweiter König, aus dem dänischen Hause Glücksburg — Georg I. —, hatte den Wappenspruch: „Meine Macht ist die Liebe meines Volkes“; er wurde ermordet. Der nächste Glücksburger — Konstantin I. — starb im Exil. Ein anderer — Georg II. — wurde zweimal des Landes verwiesen. Der heute regierende Paul I. ist bis jetzt der glücklichste.

\*

Am liebsten möchten die Griechen ihre Könige wählen. Das zeigt sich auch in der Art der Parteibildung. Die großen Parteien sowie die unabhängigen Provinzmandate lagen seit jeher in den Händen bestimmter Familien, und wer einmal in die Reihe der Führenden gelangt war, verließ sie nie wieder. Das Auftauchen einer neuen Persönlichkeit bedeutete einfach die Gründung einer neuen politischen Familie. Hier ist, zumindest äußerlich, eine der wenigen antiken Traditionen am Werk: die Bildung einer Aristokratie, einer Herrschaft der Besten. Die Anhänger fast aller Parteien sind Anhänger der Familien oder Persönlichkeiten, von denen diese Parteien repräsentiert werden, nicht Anhänger einer politischen Richtung. Es gibt in Griechenland Politiker, die schon durch das ganze politische Spektrum hindurchgegangen sind, ohne dabei ihre Anhänger einzubüßen. Der Einzelne, seine

Argumentationskraft, seine Rednergabe und seine persönliche Ausstrahlung sind entscheidender als das, wofür er eintritt. Diese persönliche Einstellung bedingt ein ungeheures Interesse der Öffentlichkeit am politischen Leben als solchem. Man darf ruhig behaupten, daß kein anderes Volk sich so sehr für die „Politik an sich“ interessiert wie die Griechen.

Für eigentlich abstrakte Begriffe wie „rechts“ und „links“ hatte man in Griechenland die längste Zeit hindurch nichts übrig, so daß es keine sozialistische Partei gab. Erst unter der Diktatur Metaxas (1936) wurden Personen erstmalig wegen „linker Ideen“ deportiert. Unter ihnen befand sich auch der Philosoph und Theoretiker der Soziologie Prof. P. Kanellopoulos, der kurz zuvor eine linkssozialistische Partei gegründet hatte. Heute ist er Minister in der Regierung des Marschalls Papagos.

Aber auch heute haben für die Griechen und ihr kaum entwickeltes Klassenbewußtsein Begriffe wie „links“ und „rechts“ nur eine sozusagen externe Bedeutung; im Augenblick bedeuten sie „Malenkov“ und „Eisenhower“. Allerdings spielen diese importierten Begriffe keine geringere Rolle als die internen politischen Probleme. Es ist bemerkenswert, und es mag abermals mit einer Art historischer Kontinuität zu tun haben, daß die heutigen Weltkonflikte gerade in Athen so heftig aufeinanderstoßen.

\*

Nun fragt es sich, wie in einem Lande mit so geringem politischen Eigenleben ein kommunistischer Aufstand von vierjähriger Dauer überhaupt möglich war. Die Antwort ist die denkbar primitivste. Das Land hat zwar noch nie genügend Kapital besessen, um sich ein Proletariat leisten zu können, aber die Vermögensunterschiede sind so kraß und die unausgenützten Möglichkeiten zur Besserung der Lage so offenkundig, daß eine Opposition entstehen mußte. Wer immer in dieses Vakuum getreten wäre, hätte Zulauf gehabt. Da niemand anderer sich die Mühe nahm, hatten ihn die Kommunisten. Ihre Schwierigkeiten, die im Individualismus und in der Organisationsfeindlichkeit der Griechen lagen, half ihnen der Krieg zu überbrücken, in dem die KP den größten Teil der Untergrundbewegung unter ihre Führung stellte. Es ist klar, daß die kommunistischen und nationalistischen Guerillaeinheiten nicht nur gegen den Feind im Land kämpften, sondern mit ebensolcher Begeisterung auch gegeneinander. Den Höhepunkt erreichten diese Gewalttätigkeiten im mißlungenen kommunistischen Aufstand nach der Befreiung (Dezember 1944). Aber schon bei den 1946 abgehaltenen Wahlen erhielt die KP, selbst bei günstigster Berechnung aller Wahlenthaltungen, nicht mehr als 12% der Stimmen.

Die aus diesen Wahlen hervorgegangene Regierung, die zuerst mit einer Zweidrittelmajorität und dann mit verschiedenen Koalitions-Varianten vier Jahre lang an der Macht blieb, erwies sich politisch und wirtschaftlich als völlig unfähig. Das vom Krieg ohnehin schwer

mitgenommene Land geriet in eine dauernd steigende Inflation. Die allgemeine Unzufriedenheit und die in weiten Kreisen des Volkes noch vom Krieg her verwurzelten Gewohnheiten des Guerillalebens waren Wasser auf die kommunistischen Mühlen. Bevor man sich in Athen dessen versah, stand man mitten im Frontkrieg, wobei die Hilfe, die den Aufständischen von den benachbarten Volksdemokratien geleistet wurde, der unfähigen Regierung insofern zugute kam, als sie das Resultat ihrer Unfähigkeit zu einem nationalen Unabhängigkeitskrieg erklären durfte.

\*

Die Wahlen, die nach seiner Beendigung stattfanden, standen zum erstenmal im Zeichen politischer Programme. Die reifer gewordenen Wähler entschieden sich eindeutig für einen Mittelweg (der sich dann allerdings als über Erwarten holprig erwies). Auf Grund eines komplizierten Verteilungssystems, das Griechenland einigen seiner westlichen Vorbilder abgeguckt hatte, erhielt die von Marschall Papagos geführte „Synagermos“- (Volksalarm-) Partei, ungefähr das griechische Gegenstück der Gaullisten, auf Grund von 48 % der Stimmen (die unzweifelhaft ehrlich erworben und ehrlich gezählt waren) eine parlamentarische Zweidrittelmehrheit. Papagos, der während des zweiten Weltkrieges in deutsche Gefangenschaft geriet, 1949 die Führung der nationalen Bürgerkriegsarmee übernahm und „Feldmarschall des Sieges“ wurde, ist aus militärischer Schulung genau das, was seine Gegner aus kommunistischer Schulung sind: er ist ein guter Organisator. Das ist sehr nützlich und sehr wichtig. Auch ist es kaum vermeidbar, daß in Zeiten fortwirkender politischer Unruhe und Gefährdung eine demokratische Regierung zu polizeistaatlichen Maßnahmen greift. Sogar daß sie ihre Gegner auf die Insel Makronissos deportiert, mag noch zu entschuldigen sein. Aber daß sie diese Insel in ein richtiges Konzentrationslager umgewandelt hat, ist unverzeihlich. Die Revolution darf den Kopf verlieren, der organisierte Staat nicht. Wenn nun ein Mann wie der schon erwähnte Kanellopoulos, ehemaliger Sozialist und in Heidelberg studierter Wissenschaftler, in vollem Ernst Makronissos und das Parthenon als „die beiden Ecksteine der griechischen Kultur“ bezeichnet, so hat er — und damit die Regierung, die er repräsentiert — ganz offenbar den Kopf verloren. Hoffentlich ist die seither erfolgte Auf-

lassung von Makronissos ein Zeichen der beginnenden Gesundung (auch wenn es statt dessen eine andere, zwar weniger berüchtigte, aber dafür reicher bevölkerte Konzentrations-Insel gibt).

\*

Jedenfalls bietet Athen — dessen Stadtbild nicht durch den Krieg, sondern erst durch den kommunistischen Aufstand 1944 Schaden genommen hat — heute bereits einen durchaus demokratischen Anschein. Man darf sogar auf die Regierung schimpfen, ohne verhaftet zu werden, die Presse vom extremen rechten bis zum extremen linken Flügel schreibt was sie will, Wahrheiten genau so wie Unwahrheiten, und die Zensur ist abgeschafft worden. Das immer noch bestehende Verbot der KP ist angesichts der jüngsten Vergangenheit nicht erschütternd, umso weniger, als unter dem Titel EDA (Elliniki Dimocratiki Antistasis — Griechisch-Demokratischer Widerstand) eine Ersatzpartei so ungestört besteht, daß sie gegen 20 % der Wählerstimmen auf sich vereinigt. Diese verhältnismäßig hohe Ziffer erklärt sich zum Teil daraus, daß die menschliche Isolierung der Kommunisten in Griechenland noch nicht so weit fortgeschritten ist wie in den anderen Ländern, die unter unmittelbarer kommunistischer Bedrohung leben. Dies wiederum geht zum Teil auf den eingangs geschilderten Individualismus der Griechen zurück, auf das Zurücktreten des Politischen zugunsten des Persönlichen — und darin liegt, so grotesk es klingen mag, zugleich die entwicklungsfähige Voraussetzung der griechischen Demokratie. Die unerbittliche, in zahllosen Aufständen geschichtlich erhärtete Abneigung der Griechen gegen alles Usurpatorische wird sich im Ernstfall auch gegen den Kommunismus wenden. Was der Demokratie in Griechenland fehlt, sind die institutionstechnischen Traditionen, deren Handhabung erst in langen Jahren erlernt werden kann.

\*

Aber lernen ist, zum Unterschied von ihren antiken Vorfahren, keine Lieblingsbeschäftigung der heutigen Griechen. Es lebt sich so leicht unter der attischen Sonne.

GEORGIOS D. LIALIOS hält sich zur Zeit als Korrespondent griechischer Blätter in Wien auf.

## GULLIVER BEI DEN SATELLITEN

*Im Königreiche Tribannia, wo ich mich während meiner Reisen eine Zeitlang aufgehalten hatte, wimmelt es im ganzen Volke von Denunzianten, Zeugen, Aufdeckern, Anklägern, Verfolgern und Beweislieferanten mit ihren verschiedenen Untergebenen und subalternen Werkzeugen, die sich alle wie Staatsminister oder deren Stellvertreter benehmen und verkleiden. Verschwörungen sind in diesem Königreich in der Regel das Werk derer, welche den Wunsch hegen, ihren eignen Ruf als bedeutende Politiker zu erhöhen, einer wahnsinnigen Verwaltung neue Kraft zuzuführen, allgemeine Unzufriedenheit zu ersticken oder abzulenken und die öffentliche Meinung zu beruhigen oder zu beunruhigen, je nachdem das eine oder das andre ihrem eigenen Vorteil am meisten entspräche. Zunächst wird unter ihnen verabredet und vereinbart, welche verdächtigen Personen einer Verschwörung bezichtigt werden sollen; dann werden wirksame Maßregeln getroffen, um sich all ihrer Briefe und Papiere zu versichern und die Verbrecher in Ketten zu schlagen. Die Papiere übergibt man einer Gemeinschaft von Künstlern, die sehr geschickt darin sind, den geheimnisvollen Sinn von Worten, Silben und Buchstaben herauszufinden. Zum Beispiel entdecken sie, daß ein Armstuhl einen geheimen Rat bedeutet; ein lahmer Hund einen einfallenden Feind; die Pest ein stehendes Heer; ein Bussard einen ersten Minister; die Gicht einen hohen Geistlichen; der Galgen einen Staatssekretär; ein Nachttopf eine Kommission von Würdenträgern; eine Mausefalle ein Amt; ein Besen die Revolution; ein Loch ohne Boden den Staatsschatz; eine Schellenkappe den Günstling; ein gebrochenes Rohr einen Gerichtshof; ein leeres Faß einen General; und eine offene Wunde die Regierung.*

*Wenn diese Methode versagt, haben sie noch zwei weitere, die wirksamer sind und die von den Gelehrten unter ihnen „Akrostichon“ und „Anagramm“ genannt werden. Zunächst können sie alle Initialen so entziffern, daß sie einen politischen Sinn ergeben: N ein Komplott, B ein Reiterregiment, L eine Flotte auf See. Zweitens jedoch können sie durch Umstellung der Buchstaben des Alphabetes in jedem verdächtigen Schriftstück die geheimen Pläne einer mißvergnügten Partei entdecken. Wenn ich zum Beispiel in einem Brief an einen Freund schrieb: „Wir stehen voll und treu zu des Obersten bestem Kompottkoch Zacharias“, so würde ein geschickter Entzifferer herausfinden, daß dieselben Buchstaben, die jenen Satz bilden, sich umstellen lassen zu folgendem: „Leistet Widerstand, das berstende Komplott steht kurz vor dem Ausbruch.“ Und dies ist die anagrammatische Methode.*

JONATHAN SWIFT: Gullivers Reisen (1726)

# Windstille und Wachsamkeit

EIN BRIEF AUS DEUTSCHLAND

Die parlamentarische Windstille ist um halkyonische Wochen im Schatten der Berliner Viererkonferenz verlängert worden; eine Debatte über das Wehrgesetz findet nicht statt, und die Gesetzentwürfe sind zunächst dahin gegangen, wo sie in kritischen Zeiten am wenigsten Staub aufwirbeln: an die Ausschüsse. Aber auch das innenpolitische Thema, von dem man sich eine Auseinandersetzung zwischen Regierung und Opposition erwartet (und daneben eine Klärung der Stellung der FDP innerhalb der Koalition), ist noch immer nicht parlamentsreif geworden. Es handelt sich um die von der Verfassung geforderte Reform des Familienrechts im Zeichen der Gleichberechtigung der Geschlechter — um die „Quadratur des Familienkreises“, wie ein Journalist es genannt hat. Dieses Thema wäre mehr als jedes andere geeignet, die seit den Septemberwahlen zurückgestauten innenpolitischen Konfliktstoffe zu einer heilsamen Entladung zu bringen. Gewisse elektrische Spannungen sind schon jetzt unverkennbar, und sie stammen nicht aus der Ost-West-Spannung, über deren Lösung sich der „kleine Mann“ keinen großen Hoffnungen hingibt; er unterschreibt eher die vorsichtige Formulierung des CDU-Abgeordneten Dr. Gerstenmaier, man dürfe der Viererkonferenz gegenüber kein übertriebenes Mißtrauen hegen, als den von sozialdemokratischer Seite proklamierten Optimismus. Aber eben weil man keine einschneidenden Lösungen erwartet und die Diskussionen der Parteimänner über Art und Befugnisse eines künftigen gesamtdeutschen Parlaments in ihrer Tragweite weder begreift noch begreifen will, wirkt eine gewisse Katerstimmung weiter, die in Westdeutschland bald nach den Bundestagswahlen auftrat.

\*

Daß Adenauer alle Parteien außer der SPD in seine Koalition einbezog, machte eine Parteiarithmetik erforderlich, die das Kabinett auf 19 Ministersessel anschwellen ließ und 36 parlamentarische Ausschüsse schuf, manche davon mit 31 Mitgliedern (der kleinsten Zahl, bei der die minutiöse Rechnung aufging). Während das neu geschaffene Familienministerium zunächst nur Heiterkeit erregte, sah man mit Mißtrauen vier Minister ohne Portefeuille als Verbindungsmänner zu den Parteien aus der fruchtbaren Bonner Erde gestampft; man witterte hierin die Gefahr, daß die Auseinandersetzungen mit den Parteien immer mehr hinter geschlossene Türen verlegt, der Fraktionszwang immer mehr verstärkt werden sollte. Und dieses Mißtrauen, dieser Verdacht, daß es in unkontrollierbarem Aushandeln zu Entscheidungen kommen könnte, die Sache der Öffentlichkeit sind, beherrscht seither als elektrische Spannung das politische Leben.

Wenn das oft gehörte Schlagwort, man müsse „der CDU kontra geben“, bisher der SPD nicht zugute gekommen ist, so darum, weil sie ihre großen Chancen als einzige Oppositionspartei durch die eigene Panik über das Wahlergebnis verspielt hat. Ob sie ihr künftiges Heil in der Straffung des Parteiapparats suchen wird, in einer zentralen Parteischule, oder in den „alten Kampfliedern, zu denen hoffentlich bald zündende neue kommen werden“, ist unklar. Jedenfalls hat sie es bis heute noch nicht zu der ernstzunehmenden Zeitschrift gebracht, die man bald nach den Wahlen — und um einige Jahre zu spät — als notwendig erkannte, und jedenfalls hat sie in Ernst Reuter, dem „letzten Staatsmann mit der Baskenmütze“, ihren einzigen über die Partei hinaus populären Mann verloren. Daß sie überdies in der Frage eines gesamtdeutschen Parlaments einem Maximalismus zuneigt, der auch manche in ihren eigenen Reihen bedenklich stimmt, und daß der Eiertanz um das Problem „Marxismus“ weitergeht, scheint eher für eine Erstarrung als für eine Klärung auf der Linken zu sprechen, und das ist schade. Denn so überholt und sinnlos die Begriffe „rechts“ und „links“ geworden sind, es taucht doch immer wieder der Wunsch nach einer aktionsfähigen „linken Oppositionspartei“ auf, nach einer Partei, die nicht an ein weltanschauliches Dogma gebunden ist, die aber auch nicht ein so unklares Gebilde darstellt wie die FDP mit ihrem liberalen süddeutschen und ihrem stark nationalistischen norddeutschen Flügel, und ihrer engen Bindung an industrielle Interessen noch dazu.

Die schon 1947 geäußerte Ansicht, die Parteien seien nichts als „Wartehallen“ oder Behelfsunterkünfte, ist durch die im September erfolgte Zerschlagung der rechtsradikalen und regionalen Splitterparteien nur für den oberflächlichen Beobachter widerlegt. In Wahrheit ist die Fragwürdigkeit der bestehenden Parteien noch nie so stark empfunden worden wie nach diesem „Sieg der Demokratie“. Man ist geneigt, in den Parteien nur noch Interessengruppen zu erblicken, deren Gegensätze rasch verschwinden, sobald sie sich mit einer entsprechenden Verteilung der Ämter häuslich eingerichtet haben. Die Berliner Bürgermeisterwahl, von der berichtet wurde, daß die Abgeordneten der bürgerlichen Parteien sich gegenseitig ihre Stimmzettel hätten zeigen müssen, bestärkte vor allem das Mißtrauen gegen die Koalitionsparteien. Aber es schließt auch die SPD mit ein. Bei den südwestdeutschen Kommunalwahlen Ende 1953 waren mehr als die Hälfte der Gewählten keine Parteivertreter, und als im Januar in Stuttgart sich alle Parteien mit Ausnahme der Kommunisten darauf einigten, gegen den bisherigen

Oberbürgermeister (der das letzte Mal gegen seinen sozialdemokratischen Stellvertreter nur knapp gesiegt hatte) keinen Gegenkandidaten aufzustellen, sank die Wahlbeteiligung auf 40%. Daß gegen den im übrigen sehr erfolgreichen Oberbürgermeister noch ein Strafverfahren wegen einer rätselhaften Kreditaffäre anhängig ist, daß die Wahl ein paar Wochen vor dem Termin dieses Verfahrens angesetzt wurde, und daß der Oberbürgermeister eine Zeitschrift, die ihn persönlich in recht gehässiger Weise angriff, polizeilich beschlagnahmen ließ — das alles schien den Wählern zu bestätigen, was sie auch als dumpfes Mißtrauen gegen „Bonn“ spüren: die Regierenden schirmen sich durch Über-einkünfte, Verfügungen und Ausschaltung der Publizität von der Öffentlichkeit ab. Interessant war bei dieser Wahl, daß der von den Kommunisten aufgestellte Gegenkandidat, obwohl er der einzige war und obwohl seine Parteizugehörigkeit in der Propaganda sorgsam verschwiegen wurde, nicht viel mehr als die Stimmen der enragierten Kommunisten erhielt. Denn so groß das Mißbehagen gegen die Parteienwirtschaft ist, so scharf achtet man darauf, daß weder die kleinen Cliques der Kommunistenfreunde noch die etwas größeren derer, die wieder „wurzelabwärts wachsen“ und „das Volk erlösen“ wollen, von jenem Mißbehagen profitieren. Wegen seines unklaren, unverbindlichen Ressentiments ist auch ein Buch durchgefallen, das offenkundig auf das Mißbehagen gegen Bonn speulierte und haarscharf am Schlüsselroman vorbeistreifte: Wolfgang Köppens Roman „Das Treibhaus“.

\*

Auch sonst ist die öffentliche Meinung wachsam auf dem Posten. Man begrüßte es, als die Rundfunkintendanten einen gemeinsamen Vorstoß der Parteien ablehnten, ihnen „bundeseinheitlich“ mehr Sendezeit zur Verfügung zu stellen — wobei die Parteiarithmetik wieder einmal ein Glanzstück leistete, denn die geforderte Sendezeit war bereits genau nach Fraktionsstärke aufgeschlüsselt, von den 26 jährlichen Sendungen à 165 Minuten für die CDU bis zur Deutschen Partei mit siebenmal 35 Minuten. Man begrüßte es, als das Bundesverfassungsgericht vor Weihnachten das Ersuchen der Regierung ablehnte, durch einstweilige Verfügung dem Lande Bayern die Auszahlung von Weihnachtsgratifikationen zu untersagen (die für die Bundesbeamten nicht bewilligt worden waren). Man begrüßte diese Entscheidung auch dort, wo man mit der Finanzgebarung des Landes Bayern — das für seine hauptstädtischen Theater mehr aufwendet als manches finanzstarke andere Land — nicht einverstanden ist. Um welche Materie es sich immer handelt, ob um die Beschlagnahme eines „unsittlichen Romans“ in Köln, oder um die Zurückweisung eines Telegramms einer kommunistischen Organisation durch die Post wegen „unwahren Inhalts“: die allgemeine Abneigung gegen „Lösungen auf dem Verfügungsweg“ schafft

erst einmal eine sehr breite gemeinsame Front. Daß die Praxis des Aushandelns und des Verfügungswegs sehr häufig von einer Partei geübt wird, die sich als christlich bezeichnet, schafft eine neue, gefährliche „Optik“, in der die Konfessionen als Druck- und Interessengruppen erscheinen. Nicht nur der „Spiegel“, der Hecht im Karpfenteich der deutschen Politik, hat über die konfessionelle Aufschlüsselung der Bonner Ministerialstellen einen aggressiven Artikel gebracht; auch sehr zurückhaltende Blätter haben das Thema mit vielen Details aufgegriffen, und das böse Wort von einem bevorstehenden „umgekehrten Kulturkampf“ ist gefallen. Mit äußerster Nervosität hat man deshalb auf die Nachricht reagiert, der neue Bonner Familienminister habe im Lande Hessen Auskünfte darüber angefordert, wer von den mit Ehescheidungen befaßten Richtern die religiöse Eidesformel abgelehnt habe. Die Erklärung der Regierung, es habe sich um eine persönliche Recherche

des Ministers und nicht um eine offizielle Anfrage gehandelt, beruhigte die Gemüter wenigstens zeitweilig.

Noch sind die Mißstimmungen, die durch solche Vorgänge entstehen, nicht artikuliert. Bonns mimosenhafte Empfindlichkeit — von der Bundespräsident Heuß eine rühmliche Ausnahme macht — ermutigt auch keineswegs die Kräfte, die vielleicht fähig wären, dem Unbehagen ein gesundes Ventil zu schaffen. Es gibt kein satirisches Blatt von diskutierbarem Niveau, die Kabaretts halten sich lieber an abgelagerte Standardthemen (der neue deutsche Rekrut, der deutsche Film, die Europa-Union), und fällt im Rundfunk einmal ein offenes Wort, so folgt dann meist ein fürchterlicher interner Krach. Vielleicht, so meinen viele, die im Interesse der Religion ein klares Verhältnis von Konfession und Politik wünschen, vielleicht wäre es besser, einige Ventile zu öffnen, ehe der „totale Ideologieverdacht“ um sich greift.

Clara Menck (Stuttgart)

Berührung kamen, ein freundschaftliches Interesse für Österreich.“

Die zweite Überraschung, und das in allen Schichten. „Du Österreicher?“ fragten sie. „Ich Sowjetbevölkerung. Du Bundesrat? Ich einfacher Mensch. Nix offizielle Stelle. Bei uns offizielle Stellen keine einfachen Menschen. Sehr kompliziert. Sehr —“. Hier brach der Dialog unvermittelt ab, der Bundesrat und seine Bundes-Genossen wurden weitergeleitet, und ihre gemeinsame Erklärung kommt jetzt erst richtig in Fluß:

„Die Delegation hatte Gelegenheit... Die Delegation sah... Die Delegation versuchte... Die Delegation beabsichtigte... Die österreichischen Künstler und Wissenschaftler benutzten...“

Höchste Zeit! Immer nur „Delegation“ — das muß anders werden, und es wird. Eine gewisse Intimität beginnt sich zu entwickeln, eine vertraute Gemeinsamkeit, geradezu eine Art Kollektivisierung:

„Wir sprachen... wir taten einen Blick... wir sahen... wir interessierten uns...“

Wir auch. Und unser Interesse wurde reich belohnt, als der Bundesrat das folgende Geständnis billigte und unterschrieb:

„Wir müssen feststellen, daß unsere offenerhizigen Fragen freimütig beantwortet wurden.“

„Müssen“ ist gut. Ja mehr als das: es dürfte wahr sein; ebenso wie die Feststellung,

„daß in der sowjetischen Öffentlichkeit die Kritik an Mängeln und Unzulänglichkeiten sowie der Kampf zur Überwindung von Engpässen... mit größter Schärfe geführt wird.“

Was den Kampf betrifft, haben wir nie daran gezweifelt. Aber daß in der Sowjetunion auch die Kritik geführt wird, erscheint durch die bundesrätlich gefertigte Erklärung zum erstenmal authentisch und sozusagen offiziös bestätigt. „Das kommt davon, wenn man auf Reisen geht“, singt der Tenor in Lortzings „Waffenschmied“, und damit möchten wir keineswegs auf die von unser Kulturdelegation vollkommen übersehene sowjetische Rüstungsindustrie angespielt haben. Wir möchten uns vielmehr der hoffnungsfrohen Überzeugung anschließen, die den gemeinsamen Bericht abschließt:

„Die Mitglieder der Delegation sind nach dieser Reise fester denn je überzeugt, daß es im Interesse Österreichs liegt, die Wahrheit über den friedlichen wirtschaftlichen und kulturellen Aufbau in der Sowjetunion zu verbreiten.“

Ein kleiner Anfang ist gemacht. Wenn selbst österreichische Kulturschaffende — trotz der herzlichen Sympathie, mit der sie aufgenommen wurden — in der Sowjetunion feststellen, daß sie etwas feststellen müssen, und wenn zu diesen Feststellungen auch die geführte Kritik gehört, dann war die geleitete Reise nicht ganz vergebens. Dann sind wir dem Jockele dankbar, daß er vorangegangen ist, und dann hat auch der größte Stiefel sein Gutes.

P. S.

## JOCKELE, GEH DU VORAN...

Es gibt den G'schäftelhuber — der kommt vom G'schäfteln oder Wichtigtun. Es gibt den Umstandsmeier — der kommt von den Umständen, die er sich oder anderen bereitet. Und es gibt den Lugmayer — der kommt aus Rußland, wohin er eine Reise getan hat und wovon er was erzählen kann. Es gibt auch die Frau Blaschke. Aber die gehört nicht hieher.

Der Lugmayer heißt offiziell und zur Gänze Bundesrat Prof. Dr. Karl Lugmayer und hat jetzt noch einen weiteren Titel draufgekriegt, nämlich „Reiseleiter“. Denn er hat die Reise nach Rußland nicht bloß getan, sondern geleitet. Es war, sozusagen, eine geleitete Reise, geleitet im Sinne von „gelenkt“ oder „dirigiert“. Du glaubst zu leiten, und du wirst geleitet.

Aber glaubte er das denn wirklich, der Bundesrat Prof. Dr., als ihm die Reiseleitung übertragen ward? Als sie ihn zum Jockele machten, die sieben Schwaben — nein, Russen — nein, die österreichischen Kulturschaffenden, die da auf Einladung der „Sowjetischen Gesellschaft für die kulturelle Verbindung mit dem Ausland“ nach Moskau reisten? Merkte er über dem lieblichen Geleite, das leise durch sein Gemüt zog, wirklich nichts von den Nebengeräuschen, nichts vom Dampf der vorgespannten Propagandamaschine? Gleichwohl: er reiste und er leitete, und die „gemeinsame Erklärung österreichischer Kulturschaffender über ihre vierwöchige Reise durch die UdSSR“, veröffentlicht im Jännerheft der österreichisch-sowjetischen Monatsschrift „Die Brücke“, ist von ihm, von „Bundesrat Prof. Dr. Karl Lugmayer, Reiseleiter“, als erstem unterschrieben. Dann erst folgen die andern, die sich von ihm leiten ließen (etwa so, wie Rattenfänger von Hammeln sich leiten lassen) — auch sie mit würdevollen

Titeln ausgestattet, ein Univ.-Prof., ein Dipl.-Ing., ein Prof. Dr., ein Prof., drei Dr. und ein Direktor, insgesamt ihrer acht, teils Kommunisten, teils Kulturschaffende, teils beides, schaffend für Österreich, fürs Volk, für die Partei, es kommt ganz offenbar auf eins hinaus oder es ist, seit wir den russischen Bären nicht immer in den Schwanzstummel kneifen sollen, zumindest kein großer Unterschied.

Nun, und was gibt es denn gemeinsam zu erklären? Was wird uns da, von bundesrätlicher Unterschrift beglaubigt und besiegelt, zur Kenntnis gebracht? Ist's eine Leiste, über die er sich schlagen ließ? Eine Brücken? 26 Tage, so erfahren wir gleich eingangs, hat er sich in der Sowjetunion aufgehalten. Worüber?

Über rein gar nichts. Er ist mit allem einverstanden. Es war sehr schön und hat ihn sehr gefreut. Die von ihm geleitete Gruppe ist

„überall, nicht nur von offiziellen Stellen, sondern auch von einfachen Menschen mit herzlicher Sympathie aufgenommen worden.“

Im Original durch Sperrdruck hervorgehoben, weil es die erste, große Überraschung war. Denn bekanntlich hat man auf einer solchen Reise von seiten der offiziellen Stellen bestenfalls frostige Ablehnung zu erwarten, und bei den einfachen Menschen muß man sich vielleicht gar auf Ohrfeigen gefaßt machen, wer kann denn wissen, wie die in ihrer ungehobelten Primitivität reagieren, wenn sie einen Redakteur des „Abend“ Arm in Arm mit einem Bundesrat der ÖVP herankommen sehen... Aber nichts dergleichen geschah. Im Gegenteil:

„Wir fanden in allen Schichten der Sowjetbevölkerung, mit denen wir in

*Hofmannsthal*

## ZUR ACHTZIGSTEN WIEDERKEHR SEINES GEBURTSTAGS

Am 1. Februar

Es ist ein Vierteljahrhundert her, daß er „auslosch wie ein Licht“, doch ist uns nicht vergönnt, zu sagen, daß wir den Widerschein davon „wie von einem Blitz“ als Blässe im Gesicht getragen hätten. Denn damals war die Welt schon so unedel geworden, daß auch wir selber den Tod dieses edelsten Dichters bloß „zur Kenntnis nahmen“ und daß wir, wie all die Vielzuvielen, fanden, eigentlich habe er sich ja doch schon längst überlebt gehabt. Später, viel später erst griff uns der Schmerz um ihn ans Herz wie die Hand des Todes mit jener unvergleichlichen, von Reinhardt geführten Bewegung nach dem Herzen Jedermanns greift; und wir fingen an, in seinen Werken nach all jenen Stellen zu suchen, über die wir, fast geflissentlich, hinweggelesen hatten, als er noch am Leben gewesen war. Nun erst stießen wir, bewußt, auf das vom „Brief des Lord Chandos“ und vom „Turm“ umgrenzte Mysterium seiner Dichtung, auf das von der Zeit geschlechtlichen Reifens und von der Epoche des Alterns bestimmte Geheimnis seines Daseins überhaupt. Er hat von seinem fünfzehnten bis zu seinem fünfundzwanzigsten und von seinem fünfundvierzigsten bis zu seinem fünfundfünfzigsten Jahre, nach dem Diktat eines Dämons oder eines Gottes, wundervolle Dichtungen hervorgebracht und war dennoch in den vier dazwischenliegenden Lustren nur Essayist und Enzyklopädist, Librettist und Kompilator, jedenfalls aber alles eher als ein wirklicher Dichter gewesen; und er selbst hat um willen dieses Umstands, dessen er sich genau bewußt war, tiefes Leid empfunden.

Der Tod hat ihn vor dem Schlimmsten, doch nicht vor dem Schlimmern bewahrt. Man sagt, Stifter sei nicht an Leberkrebs, sondern in Wirklichkeit an der Niederlage Österreichs von 1866 zugrunde gegangen. Das mag so überspitzt sein wie nur irgendeine Behauptung eines Literaten. Denn schließlich ist der Krebs eine wahre Todesursache, und eine verlorene Schlacht in Böhmen ist noch lange kein eigentlicher Grund zum Sterben. Doch wäre es möglich, daß Hofmannsthal in der Tat weit eher am Zusammenbruch Österreichs von 1918 als am Schmerz über den Selbstmord seines Sohnes Franz gestorben ist. Österreich hat den Dichter aus nobilitierter jüdischer Familie noch mit einer gewissen unaufmerksamen Distanziertheit, im ganzen aber nicht ohne Sympathie behandelt. Es ist unvorstellbar, wie ihn jenes andere Österreich behandelt hätte, das zu einer Provinz Deutschlands erniedrigt worden war. Karl Kraus, der ihn nicht begriffen und auf eine Weise, die peinlich ist, an ihm herumgenörgelt hat, ist zur richtigen, Hofmannsthal selbst zu einer noch viel richtigeren Zeit gestorben. Er hat sein Leben lang viel gelitten, aber das eigentliche Leid, wie wir es tragen, ist ihm erspart geblieben. Die Götter, die ihren Lieblingen alle Leiden, die unendlichen, ganz gönnen, haben sie diesem ihrem Liebling, gottlob, nicht ganz gegönnt.

Ich erinnere mich noch des Tages, an dem er in ebendem Augenblicke starb, als er den Hut aufsetzte, um zum Begräbnis seines Sohnes zu gehen. Ich hielt mich damals fern von Wien, fern von Rodaun auf, es war ein unsagbar schöner Hochsommertag im Salzkammergut, das dieser große Dichter so geliebt hat, ich hatte, mit anderen jungen Leuten, einen hohen Berg erstiegen, und als wir wieder zu Tal kamen, fanden wir die Nachricht vor, daß Hofmannsthal tot sei. Mein Gott, ich hatte ihn zwar ein paarmal gesehen und gesprochen, im ganzen aber war ich damals noch zu jung, als daß sein Tod mich sonderlich hätte ergreifen können. Und dann: war er denn nicht so plötzlich gestorben, wie wenn eine Uhr stehenbleibt, weil irgendein Rad in ihr gebrochen ist? Doch selbst der größte Dichter, der eine Welt in seinem Haupte trägt, muß sterben, wenn in diesem seinem Haupte, nicht anders als in dem eines Dummkopfs, eine winzige Ader bricht.

Was für eine Welt, der wir, um jeden Preis, menschlichen Sinn zuschreiben wollen!

*Alexander Lernet-Holenia*

# Revolte der Mittelmäßigkeit

Man schlage ihnen ihre Fressen  
Mit schweren Eisenhammern ein.  
Im übrigen will ich vergessen  
Und bitte sie, mir zu verzeihen.

VILLON: Das Große Testament

Der österreichische Dichter *Oskar Maurus Fontana* gibt in der vorangegangenen Nummer der Zeitschrift *FORVM* einen Überblick über die Situation der österreichischen Literatur 1953 und nennt unter den für sie wesentlichen Namen: Franz Nabl, Kurt Frieberger, Franz Taucher, Ima Bodmershof, Erika Mitterer, Juliane Kay, Nora Wydenbruck, Alma Holgersen und andere mehr.

Der österreichische Dichter *Otto Basil* erklärt in einem Artikel in der Tageszeitung „*Neues Österreich*“ vom 6. Jänner 1954 alles, was von jüngeren Schriftstellern deutscher Zunge heute geschrieben wird, für angelesen, mittelmäßig und unoriginell. Ihnen stellt er als leuchtende Beispiele Dichter gegenüber, die zu ihrer Zeit bescheiden in der Stille arbeiteten. Darunter: Guido Zernatto (weiland österreichischer Staatssekretär), Richard Billinger (besonders bescheiden und besonders in der Stille), Carl Zuckmayer (ebenso), Josef Kalmer (abhold jedem Betrieb, es sei denn dem einer literarischen Agentur), Rudolf Geist (Privatgenie) und einige wirkliche Dichter: Theodor Kramer, Jakob Haringer, Alexander Lernet-Holenia.

Der österreichische Dichter *Hans Weigel* schrieb in drei Ausfertigungen:

„Die größere Hoffnung“ (von Ilse Aichinger)  
... das bemerkenswerteste literarische Ereignis  
in Österreich seit Musils Tode ...“

„Wenn er (Herbert Eisenreich) als neuer  
Dante, doch von keinem Vergil geleitet, in die  
Hölle steigt ...“

„Ich persönlich stelle die Romane „Die  
größere Hoffnung“ von Ilse Aichinger, „Die  
Hilflosen“ von Jeannje Ebner und „Stadt ohne  
Namen“ von Ingeborg Bachmann über alles,  
was von heute Lebenden in deutscher Sprache  
geschrieben wurde ...“

Ich, unpersönlich, glaube, daß Hans Weigel eine Menge Arbeiten heute lebender, in deutscher Sprache schreibender Schriftsteller seit dem Tode Musils und eine Menge Arbeiten toter und lebender Schriftsteller seit dem Tode Dantes nicht gelesen hat; daß Otto Basil seit dem Tode seiner „zur Entdeckung junger Schriftsteller und junger Maler gegründeten“ Zeitschrift *PLAN* plötzlich konservativ geworden ist, was seiner polemischen Feder aber nicht gut bekommt (und was ich tief bedaure, weil mir Basils Polemiken immer wohlgetan haben, selbst wenn er unrecht hatte); daß Oskar Maurus Fontana ein viel zu weiches und gütiges Kritikerherz hat und daß ihm als Motto seines literarischen Urteils augenscheinlich das deutsche Schlagerlied dient: „Wir kommen alle, alle in den Himmel, weil wir so brav sind“.

\*

Es war einmal ein Land mit einer großen Literatur. Sie begann mit Herrn Walther von der Vogelweide. Das ist nicht ganz verbürgt. Sie setzte sich fort mit Nikolaus Lenau (er wurde irrsinnig) und mit Franz Grillparzer (Hofrat). Die drei Strömungen der österreichischen Literatur: a) unverbürgt, b) irrsinnig, c) Hofrat.

*Milo Dor, Jahrgang 1923 und nicht nur aus diesem Grunde repräsentativ für die junge Generation, hat ungefähr ein halbes Dutzend Bücher geschrieben, teils allein, teils in Gemeinschaft mit Reinhard Federmann. Zumindest der Novellenband „Unterwegs“ und der Roman „Tote auf Urlaub“ (1952 in der Deutschen Verlagsanstalt Stuttgart erschienen) legitimieren ihn als höchst begabten und eigenwilligen Schriftsteller. Seine Eigenwilligkeit äußert sich unter anderem darin, daß er leicht in Zorn gerät, und, was wichtiger ist, seinem Zorn auch ziemlich unumwundenen Ausdruck gibt. Die Redaktion des *FORVM* wollte ihm bei seinem Entschluß, quer durch die österreichische Literatur Amok zu laufen, nicht im Wege stehen; da sie nicht weit genug ausgewichen ist, hat sie dabei auch selbst etwas abbekommen.*

Zum Thema „Hofrat“:

Bundesministerium für Unterricht; PEN-Club; Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten; Ravag (Österreichische Radio-Verkehrs-AG); Hofrat Dolberg (eben pensioniert); Professor Rudolf Henz (Staatspreis); Professor Hans Nüchtern; Professor Ferdinand Kögl; und so weiter bis zu Dr. Fritz Habeck, Leutnant a. D. und Kulturfunktionär z. b. V.

Zum Thema „irrsinnig“ (und trotzdem Hofrat):

Die Mitglieder der Kommunistischen Partei Österreichs Nationalrat Ernst Fischer (Vorstandsmitglied des PEN-Clubs, Staatssekretär für Kultus und Unterricht a. D.); Dr. Viktor Matejka (Stadtrat für Kultur und Volksbildung a. D.); Dr. Bruno Frei alias Franz Karl (Chefredakteur des „Abend“, Vorstandsmitglied des Verbandes demokratischer Schriftsteller und Journalisten).

Zum Thema „unverbürgt“:

In der Zeit zwischen den beiden Weltkriegen, d. h. vor noch nicht allzu langer Zeit, wurde die österreichische Literatur u. a. repräsentiert von: Hermann Broch, Hugo von Hofmannsthal, Karl Kraus, Robert Musil, Rainer Maria Rilke, Josef Roth, Arthur Schnitzler, Josef Weinheber, Franz Werfel, Stefan Zweig.

Es ist schon lange her, daß es in Österreich eine Literatur gegeben hat. Sie starb aus oder wurde ausgetilgt. In einem alten Landsknechtlied heißt es: „Wer liegt, der bleibe liegen / Wer steht, der kann noch siegen / Wer übrigbleibt, hat recht.“

1945 gehörte die Kultur — oder bescheiden gesagt: der Kulturbetrieb — den Übriggebliebenen. Sie hatten in allem recht. Sie gründeten staatlich sanktionierte und subventionierte Vereinigungen, Verlage und was sie wollten. Sie verliehen einander Orden, Preise, Titel, Subventionen, Pensionen. Sie beweihräucherten einander und gaben wechselseitig ihre Bücher heraus, die sonst mit Recht in ihren Schreibtischladen vermodert wären. Sie liebäugelten mit dem Osten, sie liebäugelten mit dem Westen, entschieden sich für nichts, sondern träumten von einer großen Kulturmission und von der Eroberung des deutschen Büchermarktes.

Den deutschen Markt haben inzwischen andere erobert. Die Kulturmission ist das, was sie immer war: Schall und Rauch. Was übrigblieb, sind Preise, Orden, Titel, Subventionen und gegenseitige Beweihräucherung. Und alle, alle kommen in den Himmel, nicht weil sie brav sind, sondern weil sie übriggeblieben sind.

\*

Jeder Baumeister weiß, daß, wer ein Haus bauen will, eine Wasserwaage braucht, die anzeigt, ob die Grundmauer horizontal ist oder schief. Die Wasserwaage ist verlorengegangen. Es ist infantil, Generationen gegeneinander auszuspielen, infantil im psychiatrischen Sinn. Jede Generation wettet und hat ihren Fürsprecher, der für sie wettet. Die älteste erklärt die jüngste für reaktionär und dilettantisch, pessimistisch und steril (Otto König in der „Weltpresse“, Martina Wied im „Neuen Österreich“, Franz Theodor Csokor in der „Zeit“). Die ziemlich dünn gesäte mittlere Generation schwankt im Sturm der

Meinungen: Hans Weigel lobt die jüngere Generation prinzipiell in den Himmel („Hut ab vor jedem, der nach 1918 geboren ist“); Friedrich Torberg ist vor lauter Polemik über unliterarische Themen noch nicht dazugekommen, zu diesem immerhin brennenden literarischen Thema Stellung zu nehmen; und eine Anzahl anderer hat es sich zur Regel gemacht, über die junge Generation herzufallen (Franz Taucher, Mitarbeiter der „Frankfurter Zeitung“ emer., Edwin Hartl, der die Weisheit mit dem großen Löffel gefressen hat, und Felix Hubalek, dem der Löffel im Bildungsbrei oder im Bienek stecken geblieben ist). Die Angehörigen der jungen Generation machen unberechtigten Lärm, heimsen unverdiente Ehren ein (Fritz Habeck, Ilse Aichinger, Ingeborg Bachmann, Marlen Haushofer, an die Namen der anderen Preisträger erinnere ich mich nicht mehr); oder sie machen die Literatur zum Warenhaus, wo sie ihre Stoffe von der Stange weg an Film, Funk und Fortsetzungsroman verkaufen (Milo Dor, Reinhard Federmann, Johannes Mario Simmel).

Es war einmal ein Land, das hatte keine Literatur, denn ein paar gute Bücher machen noch keine Literatur. Nicht einmal ein paar Kritiker machen sie. Ein Sturm im Wasserglas wird nicht größer, wenn man hineinbläst.

„Die österreichische Literatur von heute ist nicht verdorrt und nicht diktirt“, sagt Oskar Maurus Fontana, „sondern lebt und entwickelt sich selbständig aus eigener Kraft. Sie ist nicht verprovinzialisiert, sondern weltoffen, wie sie das in ihren guten Zeiten immer war“.

Beweis: außer den schon erwähnten Bodmershofs und Wydenbrucks auch noch die Namen Leitich, Franchy, Zerzer, Lichtenberg und Lyriker vom Range eines Rochowanski.

Es gibt, auch von österreichischen Verfassern, ein paar gute Gedichte und ein paar gute Romane. Aber das Gros, dem aller Aufwand und alles Aufbegehren gilt, ist von einer Mittelmäßigkeit, die sich nur dadurch zur Geltung bringen kann, daß sich einer beim andern auf Genanntwerden abonniert.

\*

Kleiden wir uns zum Abschluß in Landestracht und begeben wir uns auf die Seite des Positiven:

Und wie viele würden gut daran tun, zuerst in ihren eigenen Ställen aufzuräumen: Franz Theodor Csokor in dem Club, dem er vorsitzt und dessen Nieten nach Dutzenden zählen, womit nicht gesagt sein soll, daß sie alle durch ihre politische Vergangenheit (siehe das Bekenntnisbuch ostmärkischer Dichter 1938) oder durch ihre politische Gegenwart (siehe das „Tagebuch“) beschmutzt sind; Hans Weigel in seinen Anthologien, in denen die Masse der Dilettanten das wenige Ordentliche unkenntlich macht; Oskar Maurus Fontana in seiner Tätigkeit als Chef eines Buchklubs, mit dem er auf dem Weg ist, durch verprovinzialisierte Auswahl der Titel (von der Ausstattung nicht zu reden) selbst eine Bücher-gilde Gutenberg, mit ihren unrühmlichen nazistischen und kommunistischen Blut-und-Boden-Bestsellern von John Knittel bis Theun de Vries, in den Schatten zu stellen; Otto Basil und Felix Hubalek in ihren Blättern, deren Sonntagsbeilagen ihnen das Recht nehmen, von „Niveau“ zu sprechen.

Im übrigen bitte ich, wie schon im Motto angedeutet, alle Damen, Herren und Institutionen, die ich in meiner Aufzählung ausgelassen haben sollte (z. B. Rudolf Bayr, Danubia-Verlag, Elisabeth Gürt, Verlag Kremayr und Scheriau, Max Mell, Josef Nadler, die Sendergruppe Rot-Weiß-Rot, Hermann Schreiber, Friedrich Schreyvogel und Dr. Karl Ziak in Wien II.), mir zu verzeihen.

Vergessen: Rudolf Brunngraber! Wie konnte mir das passieren?

# Drei Antworten an Dor

P. S.

FORUM, in pflichtgemäßer Erfüllung seiner forensischen Funktionen, hat den drei von Milo Dor hauptsächlich Attackierten eilends Raum geboten, damit sie zu diesen Attacken Stellung nehmen können. Wir freuen uns, diese Stellungnahmen im folgenden wiederzugeben und halten dabei die gleiche Reihenfolge wie Dor.

OSKAR MAURUS FONTANA:

„Schmeißt den Betrunkenen hinaus...“

Ibsen

Es ist Fasching. Wem es Spaß macht, der kann jetzt die Literatur für ein Gschnasfest nehmen und sich als Villon maskieren. Und wie gerne wird einer, der Milo heißt, den wilden Mann machen. Man kennt von Maskenbällen oder anderen Mullatschag-Veranstaltungen den Feschak, dem es den Gipfel des Gaudiums bedeutet, zu vorgerückter Stunde aus allen Taschen Kinderpistolen zu ziehen und kreischend drauflos zu knallen, hernach die Gläser vom Tisch zu fegen und sämtliche erreichbaren Spiegel zu demolieren. Wie lustig, wie großartig kommt sich so ein „wilder Mann“ vor. Mit ihm zu diskutieren hat keinen Sinn. Eine Aussprache über literarische Gegensätzlichkeiten kann man nur mit solchen Menschen führen, die Achtung vor der Leistung haben. Leute, die krawallieren wollen, soll man allein ihrem Vergnügen überlassen. Daß die österreichische Literatur „mittelmäßig“ sei, hat sie übrigens schon oft zu hören bekommen. Davon blieben auch jene nicht verschont, die heute, weil tot, auch von unserem Milo Villon gerühmt werden. Jahrzehntelang wurde in allen Literaturgeschichten als der Typ des mittelmäßigen Autors — Adalbert Stifter genannt. Wer so mittelmäßig sein könnte! Lassen wir uns also ruhig wieder einmal mittelmäßig nennen; der Vorwurf ist, auch mit höchstem Stimm-aufwand vorgebracht, weder neuer noch gescheiter geworden. Wir anderen können nur dazu sehen, daß die Schlußworte in Hofmannsthals Tragödie „Der Turm“ nicht auch in bezug auf die österreichische Literatur gesprochen werden, immer wieder: „Gebt Zeugnis, ich war da, wenngleich mich niemand gekannt hat.“

OTTO BASIL:

Milo Dor, der Jüngsten einer, wird sich noch erinnern, daß er durch mich deutsch schreiben und wienerisch reden lernte. Es war damals, als ich sein Erstlingsbuch korrigierte und redigierte, das in einer serbischen Abart des Schlawinerischen — in diesem Idiom verständigten sich bekanntlich die Literaten des Ressel-parks — verfaßt war. Inzwischen ist er wieder in den angestammten Jargon zurückgefallen, der von verschiedenen Verlagslektoren (und den „Frankfurter Heften“) für deutsch gehalten wird.

In seinem Artikel greift Milo Dor alles an — wie ein Kind. Er guckt dabei herzig um sich, so daß man ihm sofort verzeiht, wenn er gelegentlich die Einfriedung der literarischen Gehschule überklettert und sich auch sonst nicht ganz zimmerrein aufführt. Man sollte ihm eine Schwindelhose anziehen; denn es ist doch Schwindel — nicht wahr? —, wenn er mich „konservativ“ nennt, was meiner polemischen Feder angeblich nicht gut bekommen soll.

Im übrigen war der Satz: „Die heutige schöpferische Jugend lebt inmitten einer Fördereinflation, deren Papierflut ohne künstlerische Golddeckung ist“ (siehe meinen Artikel „Wie die Alten sunen, so zwitschern nicht die Jungen“, Neues Österreich, 6. Jänner) geradezu auf ihn gemünzt. Denn wie viele Revolutions-Assignaten ist so ein Milo d'Or wert? Etwa die gesamte bedruckte Makulatur seiner und seiner Gefährten Produktion? Ich glaube, daß man mit dieser Währung keinen Staat machen wird, nicht einmal einen, in dem unser Dichter Minister für permanente Revolution (aber ohne Portefeuille) sein könnte.

HANS WEIGEL:

Ich stimme mit den Ausführungen Milo Dors weitgehend überein. Der Angriff gegen Friedrich Torberg ist keineswegs unberechtigt, der Angriff gegen Oskar Maurus Fontana nur zu berechtigt. Was Dor gegen den PEN-Club und den „Verband demokratischer Schriftsteller und Journalisten“ vorbringt, ist mir aus der Seele geschrieben. Gegen Otto Basil scheint mir Dor von unbegreiflicher Nachsicht zu sein. Auch bemängle ich die Tonart seiner Polemik gegen Felix Hubalek und Hans Weigel; da wäre ich an seiner Stelle bedeutend massiver vorgegangen. In einem Punkt aber muß man Dor energisch und entschieden widersprechen: was er gegen Milo Dor vorbringt, ist unsachlich, voreingenommen und unzutreffend, und beweist nur, daß er diesen Autor von Grund auf mißversteht. Als Freund und Kollege kann ich nicht umhin, Milo Dor gegen Milo Dors böswillige Anschuldigungen in Schutz zu nehmen. Zu den wenigen seit Dantes Tod entstandenen literarischen Arbeiten, die ich gelesen habe, gehören nämlich einige von Milo Dor. Es bedeutet eine tiefgehende Verkennung dieses hochbegabten, klugen und erstaunlich reifen Erzählers, wenn Dor ihm vorwirft, er mache „die Literatur zum Warenhaus“. Milo Dor hat es im Gegenteil verstanden, die Anfechtungen literarischer Konfektion immer wieder zu überwinden, sich nicht zu verkaufen, sondern naheliegenden Versuchungen zum Trotz sich selber treu zu bleiben. Der Honorare (und vor allem der Vorschüsse) literarischer Warenhäuser bedient er sich lediglich, weil sie ihm die Möglichkeit geben, weiterhin an seinen großen Romanen zu arbeiten, die — ob Dor diese Wertung nun akzeptiert oder nicht — zum Besten gehören, was seit Rudolf Brunngrabers 32. Geburtstag in deutscher Sprache geschrieben wurde.

DEM ZWEIFELSOHNE ZUR MAHNUNG

Mein lieber Sohn,

jetzt habe ich Deinem Treiben lange genug zugesehn, und so geht's nicht weiter. Ich bin entschlossen, mich in aller Form von Dir loszusagen und die Öffentlichkeit darüber zu informieren, daß Du in Wahrheit gar nicht mein Sohn bist, sondern ein hergelaufener Bastard. Was berechtigt Dich überhaupt, Dich als Wort auszugeben und mich, die deutsche Sprache, als Deine Mutter? Möchtest Du mir das erklären?

In Deiner unbeschreiblichen Dummheit und Ahnungslosigkeit bist Du dazu natürlich nicht in der Lage. Also will ich es an Deiner Stelle tun. Du verdankst Deine Entstehung einem plumpen, humorigen Irrtum — dem gleichen übrigens, der schon eine andre Mißgeburt hervorgebracht hat, lange vor Dir. Damals, ungefähr am Beginn unsres Jahrhunderts, verging sich irgendein Stammtisch-Witzbold an einem meiner echtblütigen Kinder (das zugegebenermaßen nicht zu meinen schönsten zählt). Vielleicht war es ihm zu lang, vielleicht langweilte es ihn, vielleicht mißfiel es ihm aus sonstwelchen Gründen — jedenfalls reizte es ihn zu einem wahrhaft diabolischen Einfall: er nahm eine von mir legitim zusammengefügte Wortform auseinander und vertauschte den letzten ihrer drei Bestandteile mit dem ersten eines andern Wortes von ähnlicher Bedeutung. Auf diese Weise entstand aus „nichtsdestoweniger“ und „trotzdem“ Dein abscheulicher Vetter, der NICHTSDESTOTROTZ. Überflüssig zu sagen, daß er von keinem vernünftigen oder geschmackvollen Menschen akzeptiert wurde. Und belächelt wurde er höchstens von ein paar bescheidenen Flachköpfen, die es nach dem damals geltenden bürgerlichen Humor-Kodex auch für ein vernünftiges Wortspiel hielten, zum Beispiel „zum Bleistift“ zu sagen statt „zum Beispiel“ oder „beileipzig“ statt „beiläufig“. Nach und nach trat dieser Humor-Kodex außer Kraft. Die Leute hörten auf, den Nichtsdestotrotz komisch zu finden. Statt dessen, zu meinem namenlosen Gram, begannen sie ihn ernst zu nehmen. Er geriet nicht etwa — wie es ihm einzig gebührt hätte — in Vergessenheit, sondern in Umlauf, und heute macht man allenthalben Gebrauch von ihm, ohne zu ahnen, daß es sich hier um einen ursprünglich als Witz in die Welt gesetzten Wechselbalg handelt. Ich habe ihn freilich längst verstoßen, und niemand, der sich ein Minimum an Sprachgefühl bewahrt hat, will etwas mit ihm zu schaffen haben. Aber meine Bemühungen, ihn gänzlich auszurotten, blieben erfolglos. Das Monstrum macht seinem Namen Ehre. Es bietet mir Nichtsdestotrotz.

Dir, meinem Zweifelsohne, will ich solch böse Beharrlichkeit nicht unterstellen. Du magst mir noch so wehe tun — ich weiß, daß ein guter Kern in Dir steckt, ja sogar zwei gute Kerne: „zweifellos“ und „ohne Zweifel“. Besinne Dich auf sie. Noch ist es Zeit.

Solltest Du jedoch auch meiner heutigen, wohlgemeinten Mahnung keine Folge leisten, solltest Du mir weiter in Rede und Schrift herumsputzen, dann bliebe mir nichts übrig, als in meinem Laboratorium noch ein paar andre synthetische Unwesen zu erzeugen, die Dir an Scheußlichkeit um nichts nachstehen würden („fragohne“, „weisersohne“ oder dergleichen), und Dich mit ihnen so lange auf dem sprachlichen Anstandsort einzusperren, bis ihr alle erstickt. Ich hoffe sehr, daß Du mich zu dieser äußersten Maßnahme nicht zwingen wirst, sondern Dich lieber in Deine Bestandteile auflöst und verschwindest. Am besten tust Du das sofort und unauffällig. Gewissermaßen Übergangsohne.

In dieser Erwartung grüßt Dich zum hoffentlich letzten Mal

Deine treusorgende Mutter.

## Kritische Rückschau

FÜR EINE KOMÖDIE AUS DEM 16. JAHRHUNDERT im 20. den richtigen Stil zu finden, ist eine ebenso schwierige wie undankbare Aufgabe. Sie läßt sich wahrscheinlich nur auf einer zeitlosen Basis bewältigen, nur aus dem Geist des Ewig-Komödiantischen, der sich zum Geist der jeweils vorliegenden Komödie ungefähr so verhält wie der Musikant zum Musiker: es kommt ihm nicht so sehr auf spezifische Werktreue oder authentische Atmosphäre an, sondern er spielt frohgut und wohlgelaunt drauflos, weil er die Heiterkeit aller Melodie und die Melodie aller Heiterkeit in sich trägt und in jedem Fall das Richtige treffen wird. Das kann sich gleichermaßen in einer Shakespeareschen Rüpelzene begeben wie in einem Altwiener Kasperlspiel, gleichermaßen bei Goldoni wie bei Nestroy oder bei Lope de Vega, und es ist ein rares Glück und eine wahre Seligkeit, wenn dieser Geist über einer Aufführung schwebt.

Wer *Lope de Vegas „Kluge Verliebte“* im Burgtheater sah, wußte schon nach wenigen Minuten, wo er zu finden war, der luftige Geist: in der kleinen Kellerbühne der Sezession, die vor einiger Zeit eine andre spanische Barock-Komödie aufgeführt hatte, Moretos „Unwiderstehlichen“, von einem jungen Regisseur (Otto Schenk) mit einer Handvoll junger Schauspieler (Hilde Nerber, Bruno Dallansky, Kurt Meistrick, Anton Rudolph) so lustig und gescheit gemacht, aus solcher Fülle des Einfalls hervorgezaubert und mit solcher Freude an seiner Konsequenz durchstilisiert, daß die Frage nach der „Richtigkeit“ dieses Stils sich gar nicht erst stellte. Im Burgtheater stellte sie sich auf Schritt und Tritt, denn ach, der Schritt war langsam und der Tritt war schwer. Er war es gerade deshalb, weil er's gar so offenkundig darauf angelegt hatte, es nicht zu sein, weil der erlesenen Schauspielerschar, die da aufgeboten wurde, das Amüsement an der Parodie unversehens zur Parodie eines Amüsements mißriet — als belustigte sich ein Ensemble von Wagner-Tenören mit der Absingung von Heurigenliedern, nicht ohne bei jeder Gelegenheit ins Publikum zu zwinkern: seht her, wir sind's, und sind uns nicht zu gut. Streckenweise ging es so herzig zu, daß man sich krümmte und sich vergebens frug, wozu denn eigentlich die ganzen Trochäen aufgewirbelt wurden. Gewiß: die Raumverdrängung einer Bühnenpersönlichkeit wie Maria Eis, das komische Potential einer Inge Konradi (die das Watscheln als künstlerisches Ausdrucksmittel erfunden hat), die bärbeißige Verschmitztheit, mit der Hermann Thimig das Girren und Klirren eines alten Danebenhaudegens produziert — gewiß, nichts alles sind Qualitäten eigenen Rangs und eigener Gültigkeit. Aber sie änderten nichts am Mißverständnis einer Inszenierung, in der die kompetentesten Leistungen dort zustande kamen, wo die Akteure zur ohnehin kritisch-persiflierenden Struktur ihrer Rollen von sich aus nichts weiter hinzutaten: wie etwa Hans Thimig als Diener Hernando oder Maria Kramer als Kurtisane Gerarda. Und vorbildlich in ihrer sparsamen Grandezza waren Stefan Hlawas Bühnenbilder.

\*

DEN PREISPOKAL für Mißgriffe in der Repertoirebildung drücke man dem Direktor des Volkstheaters in die keine glückliche Hand, die er bei der Wahl seiner Stücke beweist. Provozieren ist gut, experimentieren ist besser, und provokante Gesinnung mit einem künstlerischen Experiment zu verbinden, wäre am besten. Aber zu solchem Behuf müßte sich Neues und Zeitgerechteres finden lassen als — kurz nach den „Schiebern des Ruhms“ — schon wieder ein abgestandener Ladenhüter aus den Zwanzigerjahren, der teils mit billigstem Naturalismus, teils mit pseudo-expressionistischem Klamottenzauber den sensationellen Nachweis erbringt, daß der Krieg ein roh gewaltsam Handwerk ist. Nun, bravo. Wir alle teilen diese ehrenwerte Überzeugung des irischen Dramatikers *Sean O'Casey*, und wir lassen uns in keiner Weise davon beeindrucken, daß William Butler Yeats, Irlands bedeutendster Dichter und in jenen Zwanzigerjahren Direktor des Abbey-Theaters in Dublin, den „Preispokal“ wegen der kommunistischen Tendenzen seines Autors nicht zur Aufführung zuließ. Wir halten es ferner für einen blanken Zufall, daß die beiden Regisseure, die im Vorjahr — ohne besonderen Anlaß und ohne besonderen Erfolg — das Stück in Zürich und Berlin herausbrachten, auch ihrerseits nicht just als Vorkämpfer gegen den roten Faschismus gelten dürfen. Und vollends unberührt läßt es uns, daß dem Übersetzerpaar desgleichen kein antikomunistischer Fleck auf der Ehr' nachzuweisen ist. Wir sähen nur, nachdem wir über dies alles in Gottes Namen hinweggesehen haben, ganz gerne etwas mehr als einen kombinierten Krampf aus Gesinnungsbanalitäten, dramaturgischen Schablonen und klischiertem Sprechgesang (an dem vermutlich der Autor weniger Schuld trägt als der kleine Möchtebrecht, der ihn bearbeitet hat). Wir sähen nur, nachdem uns vom Volkstheater nun schon so oft und nachdrücklich die Schrecknisse des Kriegs vor Augen geführt wurden, ganz gerne einmal ein Stück, das uns die Schrecknisse der Diktatur vor Augen führt, und zwar, damit hier Klarheit herrsche: die Schrecknisse jener Diktatur, welche dafür sorgt, daß die Schrecknisse des Kriegs aktuell bleiben. (Wie wär's, zum Beispiel und zur Abwechslung, mit Arthur Koestlers dramatisierter „Sonnenfinsternis“?)

Die vieraktige Misere, von der Musik des außerordentlich begabten Paul Kont gestützt, sah das Ensemble unter Leon Epps Regie durchaus auf der Höhe seiner Aufgabe, und da es sich zumeist um junge Kräfte handelte, wußten sie wohl gar nicht, für welch ein altbackenes Zeug sie sich da echauffierten. Dies nämlich taten sie, mit sichtlicher Erschütterung und Anteilnahme. Dem ausdrücklichen Vermerk eines Kritikers zufolge sollen einige von ihnen, als es hernach ans Verbeugen ging, geweint haben. Sie mögen getrost sein. Es kommen auch wieder bessere Stücke.

\*

## AUF DEM SPIELPLAN

Im abgelaufenen Monat (Januar 1954) haben die Wiener Sprechbühnen insgesamt 19 Stücke gespielt, und zwar das Burgtheater 8, das Akademietheater 4, das Theater in der Josefstadt 2, die Kammerspiele 1 und das Volkstheater 4. Es fanden insgesamt 2 Premieren statt (gegen 7 im Vormonat), die in der nachfolgenden Übersicht durch fetten Druck hervorgehoben sind. Die erste der hinter jedem Titel eingeklammerten Ziffern bezeichnet die Anzahl der Aufführungen im abgelaufenen Monat, die zweite bedeutet die Gesamtzahl der Aufführungen seit Saisonbeginn.

### BURGTHEATER

*Tolstoi:* Und das Licht scheint in der Finsternis (16 — 21)

*Lope de Vega:* Die kluge Verliebte (9 — 9)

*Shakespeare:* Viel Lärm um Nichts (2 — 20)

*Raimund:* Die gefesselte Phantasie (1 — 14)

*Goethe:* Faust I (1 — 7)

*Grillparzer:* König Ottokars Glück und Ende (1 — 3)

*Rostand:* Cyrano von Bergerac (1 — 3)

*Hofmannsthal:* Jedermann (1 — 1)

### AKADEMIETHEATER

*Maugham — Berman:* Jane (24 — 25)

*Bus-Fekete:* Hexenschuß (9 — 47)

*Filippo:* Philomena Marturano (3 — 30)

*Langer:* Ein Kamel geht durch das Nadelöhr (1 — 2)

### THEATER IN DER JOSEFSTADT

*Jacobsen:* Wege des Zufalls (22 — 25)

*Anderson:* Johanna aus Lothringen (21 — 35)

### KAMMERSPIELE

*Bus-Fekete:* Jean (40 — 81)

### VOLKSTHEATER

*Nestroy:* Der Schützling (19 — 24)

*Shaw:* Androklos und der Löwe (17 — 24)

*O'Casey:* Der Preispokal (2 — 2)

*Pagnol-Nivoix:* Engel ohne Flügel (1 — 40)

## Wiener Theater-Kalender

Vor 100 Jahren (Februar 1854)

*K. K. Hoftheater nächst dem Kärntnertore*

PAQUERETTE, Ballet in 3 Akten und 6 Tableaux von Théophile Gautier und Arthur Saint-Léon. Mit Dlle. Adele Plunkette von der Académie Imperiale in Paris.

*K. K. Hoftheater nächst der Burg*

DER SONNENDHOF, Schauspiel in 5 Aufzügen von Salomon Hermann Mosenthal.

*K. K. priv. Theater an der Wien*

DURCHEINANDER, Faschings-Quodlibet mit Gesang, Märschen, Evolutionen und Tableaux in 3 Abteilungen und einem Vorspiel. Musik von verschiedenen Meistern. Die Musik zu der Scene zwischen Lanner und Strauß von Kapellmeister Franz v. Suppé. Die Maschinerie von Hofbauer. Die Mechanik und die Flugwerke von Henry Servais.

*K. K. priv. Theater in der Josefstadt*

DIE SCHÖNE FIAKERIN, Lokaler Faschings-Schwank in 3 Akten.

### K. K. priv. Carl-Theater

Zum Vortheile des Schauspielers Hrn. Johann Nestroy: „THEATERG'SCHICHTEN durch Liebe, Intrigue, Geld und Dummheit“. Posse mit Gesang von dem Unterzeichneten. Musik vom Capellmeister Binder. Zu dieser Vorstellung ladet ergebenst ein: Johann Nestroy, Mitglied dieser Bühne.

\*

*Im Saale der Sophieninsel in Prag hat eine erste Réunion zum Besten des Fonds zur Gründung eines Böhmischen Nationaltheaters stattgefunden.*

(Aus „Bäuerles Theaterzeitung“)

### Vor 50 Jahren (Februar 1904)

#### K. K. Hofoperntheater

DER CORREGIDOR von Hugo Wolf. Einstudiert und geleitet von Gustav Mahler. (Kittel, Förster-Lauterer, Hesch, Mayr, Demuth.)

Festvorstellung anlässlich der Anwesenheit des Großherzogs von Mecklenburg-Schwerin: LUCIA VON LAMMERMOOR von Gaetano Donizetti. (Selma Kurz, Demuth, Mayr, Schrödter.)

#### K. K. Burgtheater

ROSE BERNDT von Gerhart Hauptmann. (Hedwig Bleibtreu, Lotte Medelsky, Devrient, Gregori, Paulsen, Reimers, Wilke.)

#### Theater in der Josefstadt

DIE UNTERSUCHUNG von Georges Henriot. (Jarno, Maran, Lechner, Mahr, Palme.)

#### Raimund-Theater

WIE DU MIR von Pal und Raimann. (Hansi Niese, Willy Thaller.)

#### Carl-Theater

DAS VEILCHENMÄDEL. Operette von Krenn und Lindau, Musik von Josef Hellmesberger. (Bauer, Treumann, Blasel, Werner.)

#### Kaiserjubiläums-Stadttheater

DIE ÜBERBILDETEN von Maria v. Berks. (Adele Sandrock.)

CHARLEYS TANTE. (Godai, Stöhr.)

#### Deutsches Volkstheater

DAS NEAPOLITANISCHE DRAMA von Roberto Bracco.

#### Jantsch-Theater

EIN ARMES HASCHERL von Karl Zimmermann.

*Eine Matinee zum Besten der Sozietät der k. k. Polizeibeamten findet am 14. Februar im Carl-Theater statt. Mitwirkend die Hof-schauspielerinnen Katharina Schratt und Lotte Witt, die Hof-schauspieler Reimers und Ritter von Sonnenthal, die Schauspieler Alexander Girardi, Ludwig Martinelli und Franz Teweke, sowie Mitglieder des Carl-Theaters.*

(Aus der „Wiener Zeitung“)

NACHZUTRAGEN sind zwei Premieren vom Ende des vorvergangenen Monats, und die eine — Maugham-Bermans „Jane“ im Akademietheater — ist sogar den Beteiligten nachzutragen. Daß man für Käthe Dorsch (oder daß Käthe Dorsch für sich selbst) nach den „Ratten“ nichts andres zu finden wußte als „Philomena Marturano“, mochte noch angehen; aber zwischen Frau John und Frau Jane klappt der Kommerz-Abgrund doch gar zu tief, und es ist gar zu beängstigend anzusehn, wie unbekümmert Käthe Dorsch ihn überspringt und mit welcher Leichtigkeit sie in der Seichtigkeit landet. Daß sie das mit vollendeter Grazie tut, daß selbst dieser blassen anglo-amerikanischen Teemischung, weil sie von Käthe Dorsch kredenzt wird, ein unnachahmliches Aroma eignet, versteht sich von selbst und verschlägt nichts. Denn anders wäre es ja nicht die Dorsch und anders wäre das Ganze kein Problem. So aber ist es eines, und es bedarf der Lösung; schon damit ein nächstes Mal nicht wieder die Kluft zwischen Rolle und Rolle als Kluft zwischen Direktion und Star in Erscheinung trete, und damit, vielleicht, auch für Kräfte wie Hilde Wagener und Alfred Neugebauer sich würdigere Aufgaben finden.

\*

Die „Wege des Zufalls“ haben dem Josefstädter Theater abermals einen Erfolg zugeführt, der nicht so ohneweiters vorauszu sehen war und der die gute Strähne des Hauses aufs neue bestätigt. Das beinahe durchwegs anspruchslose und in seiner Anspruchslosigkeit beinahe durchwegs gewinnende Stück stammt von einer deutschen Schauspielerin (Karin Jacobsen) und hat mit der Autorin in der Hauptrolle schon seinen Weg über die deutschen Bühnen gemacht. Auf daß es in Wien ankäme, wurden manche seiner Handlungsorte nach Süden verschoben (Dresden z. B. nach Salzburg, Berlin nach München, nur Florenz blieb in Florenz), und manche seiner kessen Direktheiten, in der Charakterzeichnung wie im Dialog, wurden entsprechend abgemildert, um nicht zu sagen: verschlampt. (Ein paar eindeutig antinazistische Seitenhiebe des Originals gingen auf diese Weise ins Unverbindliche flöten.) Der Erfolg war auch hier ein Darstellungserfolg, mit dem Schergewicht allerdings auf der männlichen Hauptrolle: auf Johannes Heesters, einem Schauspieler von kleinem Register und großem Charme, der aber nicht — wie die Charmeurs das so gerne tun — neben seiner Rolle einherspielt, und der überhaupt auf die üblichen Mätzchen getarnter Selbstgefälligkeit verzichtet. Als Glanzpunkt des Abends und als einmaliger Hochgenuß bleibt indessen die eine Szene haften, die eine Münchner Nachkriegs-Spelunke zum Schauplatz hat, mit Helmut Qualtinger in seiner bisher fulminantesten Talentprobe als obskurer griechischer Schieber, und mit Hermann Erhardt als dergestalt bayrischem Gastwirt, daß es bis tief ins Parkett nach Weißwurst und Sauerkraut duftet.

Tbg.

### Vor 25 Jahren (Februar 1929)

#### Burgtheater

KARL UND ANNA von Leonhard Frank. (Janssen, Pünkösdy, Balser, Braun, Hartmann, Heim, Ph. Zeska.)

#### Staatsoper

Gastspiel des Balletts Ida Rubinstein, Paris. Dirigent: Maurice Ravel.

#### Akademietheater

GELD AUF DER STRASSE von Österreicher und Bernauer. (Seidler, Bettac, Höbling, Reimers.)

#### Theater in der Josefstadt

VERBRECHER von Ferdinand Bruckner. (Homolka.)

#### Deutsches Volkstheater

JUGENDFREUNDE von Ludwig Fulda. (Luise Ullrich, Markus, Olden.)

#### Renaissancabühne

TON IN DES TÖPFERS HAND von Theodore Dreiser. (Janower, Sorma, Jarno, Berisch, Ponto.)

#### Carltheater

DER GAST AUS WIEN von Friedmann und Lunzer. (Hansi Niese.)

#### Johann Strauß-Theater

FRIEDERIKE von Franz Lehar. (Lea Seidl, Hanns Heinz Bollmann, Walter Slezak.)

#### Theater an der Wien

ROSEN AUS FLORIDA von Leo Fall. Musikalische Leitung E. W. Korngold. (Marischka, Moser, Imhoff.)

P. S.

### WAS SULL DAS?

*Aus einem in der „Süddeutschen Zeitung“ vom 30. Januar erschienenen und leider nur allzu berechtigten Verriß des leider in Wien hergestellten Films „Wienerinnen“:*

„Es war einmal ein Wiener, der ärgerte sich über Wien. Besonders ärgerte er sich über die Wiener Filme. Wiener Madln, Wiener Blut, im Prater blüh'n die Bäume, mein Stulz ist, i bin halt a echt's Weaner Kind ...“

*Daß man eines seiner populärsten Lieder falsch zitiert, wird Robert Stulz verschmerzen. Die Hoffnung jedoch, daß es sich nur um einen Druckfehler handelt, bricht schon im nächsten Absatz zusammen:*

„Denen zeigen wir's, sagte er sich ... einen miesen Film legen wir denen hin ... Böß laßt uns sein, verrottet, schmutzig, schlecht ... (Mein Stulz ist, i bin halt a schlecht's Wiener Kind ...).“

*Im vorigen Heft mußten wir uns des Hamburger „Spiegel“ annehmen, weil er seine liebe Not hatte, sich über Wien im Wiener Dialekt lustig zu machen. Vom stammverwandten München hätten wir solche Schwierigkeiten nicht erwartet. Wir hätten geglaubt, daß die dort aus beßrem Hulz geschnitten sind. Und nun ist uns auch dieser Glaube dahingeschmolzen... Um peinlichen Wiederholungen vorzubeugen, erklärt sich FORVM bereit, reichsdeutschen Journalisten, die uns in einer ihnen fremden Mondart verhuhnepieplein wollen, mit phonetischen Ratschlägen beizustehen. Anfragen unter „Humor auf Solzfüßen“ an die Redaktion.*

# Personenverzeichnisse und ihre Folgen

Aus dem dramatischen Oeuvre

„Rüstig“ wäre nicht der rechte Ausdruck für den heute mehr als siebzigjährigen Fritz von Herzmanovsky-Orlando, für sein Leben und Schaffen auf Schloß Rametz bei Meran, für die unermüdliche und unversiegbare Fülle von genialisch verkauften Einfällen, aus denen sein literarisches und sein graphisches Oeuvre quillt. Überhaupt hielte es schwer, diese durch und durch originelle Begabung — ganz gewiß eine der originellsten, die in der dünn besiedelten Landschaft humoristischer Dichtung jemals aufgetaucht ist — zulänglich zu definieren. Bei einer früheren Gelegenheit („Die Österreichische Furche“, 19. September 1953) wurde versucht, seinen Humor, welcher skurril und vieltönig ist wie das alte Österreich selbst, zwischen Hasek und Nestroy festzulegen, zwischen dem Braven Soldaten Schwejk und den Schlimmen Buben in der Schule. Doch ließe sich mit ebensolchem Fug zumindest in seiner erzählenden Prosa ein hintüber ins Groteske gekippter Franz Kafka entdecken oder eine Kreuzung aus Robert Musil und Lewis Carroll, aus Kakanien und Alice im Wunderland ... Nun, von Herzmanovskys Prosa wird demnächst die Rede sein, wenn sein phantastischer Roman aus dem vormärzlichen Wien, „Der Gaulschreck im Rosennetz“ (erstmalig 1928 erschienen), die längst fällige Neuauflage erlebt. Für die kurzen Proben aus seinen Theaterstücken, die wir heute veröffentlichten, mag es beim Hinweis auf Nestroy bleiben, und zwar auf jenen Nestroy, der seinerseits wieder in die Richtung Shakespeare weist. Denn es ist schon so, daß das bloße Personenverzeichnis eines Shakespeareschen Dramas oder eines Nestroyschen Lustspiels dem kundigen Leser Aufschlüsse bietet, die manch ein anderer Stückeschreiber nicht einmal mit dem kompletten Stück zu bieten vermag. Und daß es sich mit Herzmanovskys Personenverzeichnissen ganz ähnlich verhält, sollte aus den beiden hier wiedergegebenen zur Genüge hervorgehen.

## KAISER JOSEPH UND DIE BAHNWÄRTERSTOCHTER

wirkt selbst als Titel eines „parodistischen Singspiels“ fürs erste ein wenig verwirrend, weil ja — nach allgemein historischem Dafürhalten — zu Kaiser Josephs Zeiten noch gar keine Eisenbahn existiert hat. Das Rätsel klärt sich jedoch im Verlauf der Begebenheiten auf, nachdem Herzmanovsky uns zuvor noch mit allerlei Eigenheiten des damaligen Bahnverkehrs bekanntgemacht hat — mit den „Vorreitern“ etwa, die besonders vor Hof- und Luxuszügen die Strecke freizulegen haben, oder mit der strengen Hierarchie der Eisenbahner und der von ihnen zu absolvierenden Heizerschule, wo man in der ersten Klasse das Frühstückholen lernt, in der zweiten das Maikäfer-Zusammentreten und als Freigegegenstand das Weitspucken. Vor allem aber lernen wir Vater Zwölfaxinger kennen, der in der kleinen Gebirgsstation Wuzelwang als kaiserlich erbländischer Stationsvorstand seines Amtes waltet. Leider tut er das nicht ganz vorschriftsmäßig, sondern betätigt sich nebenher als Haupt einer Bande von Wilderern, der auch die übrigen Eisenbahnbediensteten und Streckenarbeiter angehören. Wenn er wildern geht, führt seine junge, schmucke Tochter Innocentia, genannt Nozerl, die Stationsgeschäfte — und da geschieht es denn einmal, daß ein vornehmer Extrazug in die Station einfährt, dem ein vornehmer, nicht erkannt sein wollender Herr entsteigt. Eine zarte Liebeshandlung schürzt sich kunstvoll mit der Haupt- und Staatsaktion, welche darin gipfelt, daß Vater Zwölfaxinger, rechtzeitig vom Wildern heimgekehrt, das Leben des vornehmen Herrn gegen einen vom Räuberhauptmann Rinaldini verübten Anschlag schützt und zum Dank dafür in den Adelstand erhoben wird, wobei er die Stationsstrecke von Wuzelwang (mitsamt dem Tunnel und bis zur Statue des heiligen Nepomuk) als Erblehen erhält. Die Freude über diesen guten Ausgang einer bedrohlichen Situation ist allseits so groß, daß sie nicht einmal durch das unvermutete Auftreten des britischen Botschafters getrübt wird, der über Auftrag seiner Regierung gegen die von Österreich vorweggenommene Erfindung der Eisenbahn Einspruch erhebt und sie für

das darauffolgende Jahrhundert dem englischen Erfindungsgeist vorbehält. „Macht auch nix“, äußert gleichmütig ein Mitglied der Hofgesellschaft. „Lassen wir's halt denen Rostbeefischen ...“

Das Personenverzeichnis ist, wie der Verfasser hervorhebt, ständisch geordnet, und zwar streng nach dem damals gültigen Protokoll, das z. B. die „Hofgesellschaft“ vor den „ausländischen Adel“ placiert und die „Hofbediensteten“ zwischen den „guten“ und den „gewöhnlichen“ Mittelstand.

### VON ALLERHÖCHSTEN HERRSCHAFTEN

*S. M. Kaiser Joseph II.*, in der Maske eines schlichten, doch vornehmen Reisenden, bisweilen unter dem Namen eines Grafen von Falkensteyn

### VOM HOCHADEL

*Gräfin Primitiva von Paradeyser*, Obersthofmeisterin

*Otilie von Hatzfeldt*

*Lucretia von Landschad* } Contesserln bei Hof

*Veronica von Marsilien* }

*S. H. Wolf Dietrich Fürst Pfäuenberg*, k. k. Obersthofmarschall

*S. E. Ludwig Graf Cobenzl*, geh. Staatsminister

*Orpheus Graf Wumpsprandt*, Oberstküchenmeister von Kärnten

*Orpheus der Jüngere*, dessen Herr Sohn

### VON DER HOFGESELLSCHAFT

*Kreutzwendelin Graf Schaeßburg*

*Onophrius Freiherr von Laab im Walde*

*Dagobert Pappelberg*,

*Edler von Kaiserhuld und Pappelforst* }

Kammerherren

*Verschiedene Kammerherren und Hofdamen*

*Zwei österreichische Pagen*

### VOM AUSLÄNDISCHEN ADEL

*Lord Percy Fairfax Fitzroy Hobgoblin*, kgl. Großbrit. Botschafter

*Sir Hugh Algernon Whimbhall*, dessen Sekretär

*Zwei englische Pagen*

### AUS DER ZWEITEN GESELLSCHAFT

*Ignazette Freilin von Zirm*, née Scheuchengast, aus dem Hause der Scheuchengast-Scheuchengast, fälschlich auch Eynöhrl genannt

### AUS DEM GUTEN MITTELSTANDE

*Zahlreiche Reisende*, einem von der verkehrten Seite angekommenen Zug entstehend

### HOFBEDIENTESTE

*Abdias Hockauf*, kaiserl. erbländischer Hofzugs-Vorreiter

*Zwei Lakaien am Hofwagen*

### AUS DEM GEWÖHNLICHEN MITTELSTANDE

*Gackemeier Leopoldine*, eine beliebte Wittfrau

### AUS DEM VOLKE

*Zwölfaxinger Franz*, k. erbl. Bahnwärter

*Innocentia* } dessen ehel. Töchter

*Notburga* }

*Teuxelsieder Franz*, k. erbl. Hilfsheizerstellvertreteranwärtersubstituten-  
gehilfe ohne Gebühren, Innocentias heimlich Verlobter

*Piffrader Franz*, k. erbl. Lokomotivführer

*Nebelkettinger Franz*, k. erbl. Verschieber

*Mugelschupfer Franz*

*Trummrucking Franz*

*Zwaxelhofer Franz*

*Wachelberger Franz*

} k. erbl. Streckenarbeiter

*Zwei Bauernburschen*, Franz und Franz

*François*, ein Lakai

*Zwei Lavendelweiber*

*Drei behördlich konzessionierte Zugs-Ankunfts-Wahrsagerinnen*

## FIGUREN ZWEIFELHAFTER PROVENIENZ

Zwei Gnomen, auf einer Draisine

### AUS DEM ABSCHAUM

Rinaldo Rinaldini, ein Mörder, auf der sommerlichen Erholungsreise begriffen

### AUS DER HÖLLE

Dessen arme Seele

### AUS DEM REICH DER TÄUSCHUNGEN

Ein k. k. Doppeladler

Waldmann,	} alle ausgestopft
ein Dackel, als Zugsmeldehund tätig	
Mehrere Lämmlein	
Ein Pfefferfresser	

Ort der Handlung: vor dem Bahnwärterhaus in Wuzelwang. — Zeit: etwa 1786.

\*

Über ein womöglich noch aufschlußreicheres Personenverzeichnis verfügt

## DAS TYROLER DRACHENSPIEL

### PERSONEN DES VORSPIELS

Januar Obexer, Präsident der Academia Claudia Felicitas

Dr. Luis Welponer, erster Vicepräsident

Dr. Luis Fischnaller, zweiter Vicepräsident

Galimatias Gschnoferer, Schriftführer

Guidobald Graf Thun

Kosmas Graf Spauner	} Gönner und Förderer
Peter von Trut	

Chrysostomus Feigenblatterer, Abgeordneter von Schgumms und Obmann des Vereines zur Abtötung des fleischl. Begehrens

Ingenuin Schröckhendaßl, Ehrenmitglied obigen Vereines

Impavidus Häuselberger, fälschlich Köschtensepp genannt, ein namhafter Privatgelehrter und erster Hochradfahrer Tyrols

Eusebius Noggler, ein bedeutender Redner

Hadubrand Matscher, ein Konfusionsrat und bekannt, ja gefürchtet als „der Gackeletoni von Eyers“

Kaspar Bartlmä Töpsel, sein geheimer Sohn linker Hand

Bovianus Kalblmacher, ein schwerfälliger Damenfreund

Sebaschtian Notdurfter, Amtsdienier

Annerl Deflorian, Schreibkraft

Maria Josepha Vergutz, Putzfrau

Krawieser aus Stuls, genannt der Huschenvatter

P. Kassian Mittersackschmöller, ein Kapuziner

Ein stocktauber Dr. Welponer

Ein Dr. Fischnaller mit Hörrohr

Ein sehr bekümmelter Dr. Welponer

Ein Dr. Welponer, der seinen Bart in ein Buch eingeklemmt hat und fortwährend leise jammert

Mehrere Rudel Doctores Welponer

Mehrere Rudel Doctores Fischnaller

Ein sehr grober Dr. Welponer

Ein ebensolcher Dr. Fischnaller

Ein Dr. Welponer, der immer niesen will

Ein Schafhirt, der sich in die Sitzung verirrt hat

### PERSONEN DES DRACHENSPIELS

Agathe Tetzer, die unrechtmäßige Herrin von Stachelburg

Hartmann von Stufels, der Vögt der Stachelburg

Die Fräulein von Bigantina und Gilardon, wallisische Mädchen

Siegfried Bischof von Chur

Der Falkner von Völs

Paris von Hochalbions, Page des Ritters Kluibenschedl

Petrus Sermons von Burms, der Goldschmied

Basilius von Schiechenegg, Oheim der Stachelburgerin

Simon Ybertrachter

Der Hundsmetzger von Afern	} Bedenkliche Gesellen
Der Blechdokter von Ziriol	

Nobuchodonosor Schweyffendonner, Augsburgischer Stiftsdrache

Anton Dominik Verdroß, meist genannt Schgummser von Umß

Ingenuin Pfurzschnöller, kaiserl. Burgdrache zu Innsbruck

Hänsel der Züppel, Mistknecht bei den Drachen

Baron Schwimmer im Staub, Bühnenmeister

Valandinnen, Schlangen, Palastgirls, Zwerge, Damen und Herren von Tyrol.

### AUS DEM REICHE DES ÜBERSINNlichen

Die erlauchten Stimmen der Büsten Carls VI. und Maria Theresiens

Ein Tambour des Regimentes Eszterhazy

Ein Cornet des Regimentes Wurmser

Zwei Teufel

Zwei arme Touristenseelen (aus dem Fegefeuer)

Cheledria	} Salige Fräulein
Abarbanell	

Die Stimme des Innsbrucker Novemberwindes

Ein klirrendes Fenster

Ort: Innsbruck. — Zeit: 3. November 1891 (der Tag Simonis und Judä).

Der einigermaßen anspruchsvolle Handlungsablauf, aus bodenständigem Tiroler Folklore und luftigen Rückblendungen ins Mystisch-Historische kompliziert ineinandergeschachtelt, entzieht sich selbst auszugsweise der Wiedergabe. Und die technischen Schwierigkeiten einer Aufführung wären keine geringen — das erhellt schon aus dem Beginn eines der eingelegten Musikstücke, aus dem

### DUETT DER BEIDEN KAISERlichen BÜSTEN

(Während des ganzen Liedes wummert der Generalmarsch)

Carl VI.: ICH bin des Römisch-Teutschen Reiches Kaiserliche Majestätt, Die was allhie aus Güpps auf diesem Ofen stett.

Maria Theresia: IHR irret EUCH, o hoher Herr Vatter MEIN. WIR seynd nicht Güpps, nein, eytler Marbel-Stein.

Carl VI.: IHR werdt's woll wissen, hohe Kaiserliche Frau. WIR seynd schon allt und sehn nicht mehr genau.

Maria Theresia: So ischt es, Majestätt, und kann nicht anderscht seyn. Die Marbel-Prockhen schenckt Eusebius Liechtenstein.

Carl VI.: Warumb WIR hier in Innschpruckh stehend, weiß ICH nicht. Das Land ist pitter kalt und plackt UNS sehr die Gicht.

Maria Theresia: ICH werds dem hohen Herrn Vattern sagen: IHR waret hier zu Landt am Fuß der Gletscherferner jagen.

Carl VI.: WIR danken EW. Kaiserlichen Majestätt, Daß HOCHDIESELB mit UNS so deitlich redt.

Die beiden römisch-deutschen Majestäten begeben SICH wieder auf IHRE Sockel zurück.

\*

Durchaus bünnengerecht geht es hingegen in „Kaiser Joseph und die Bahnwärterstochter“ zu, und einige Szenen haben im Sender Rot-Weiß-Rot bereits eine erfolgreiche Rundfunkaufführung erlebt (Karl Eidlitz und Inge Konradi waren in den beiden Titelrollen zu hören, Alfred Neugebauer gab den alten Zwölfaxinger, Susi Nicoletti die Wittfrau Gackermeier und Otto Schenk den Teuxelsieder). Es war ein herzerreißend schönes Lied, das Nozerl, die Bahnwärterstochter, dem von ihr noch nicht erkannten Kaiser Joseph vorsang:

Dem Kaiser sein Dirndl bin i,  
Die Dirn von der eisernen Alm.  
I hüat die Bahn und das Vieh,  
Umwehet vom Eisenbahnquälm.

In aller Herrigotts Fruah,  
Die Glocken schläget grad zehn,  
Da hat man vom Dienst schon kein Ruah,  
Da kömmt der Mitternachtstrain.

Und wann er Verspättungen hat,  
So pfnaust er noch g'schwinder dahin.  
Er kömmt aus der Kaiserstadt,  
Aus (Juchzer) Wie-ha-ho-wo-ha-ha-Wien.

Drin sitzen viel noblichte Herrn,  
Die feschesten Hungarn und Böhm,  
Doch am meisten hätt' man's halt gern,  
Wann der Kaiser selbst einmal käm . . . !

Zum Abschluß — und zur neuerlichen Bekräftigung des eingangs gemachten Hinweises auf Nestroy — noch ein Ausschnitt aus der Szene, in der sich die Wittfrau Gackermaier nach bangem Hin und Her zum Abenteuer einer Eisenbahnfahrt entschließt:

**Wittfrau:** Ich weiß nicht . . . ich weiß nicht, ob ich's riskieren soll . . . Man hört, daß schon mancher Eisenbahnzug im Wald vom Weg abkommen ist und sich in die Baam verwurzelt hat, daß man ihn leicht eine Wochen lang net find't . . . Mir hat's ein Förschter erzählt . . . zuerscht hat er wo klagen gehört, allweil klagen . . . im Wald . . . und dann hat er 'n g'fund'n . . .

**Herr:** Was redet Sie denn dahér?

**Wittfrau (wichtig):** Und das sein bloß die leichten Fälle . . . Man ist schon auf Züge gestoßen, wo schon ganz von Schwammerl überwuchert waren und wo die Schkeletter von die verhungerten Passaschär aus die Fenster herausgeloßt haben . . .

**Herr (unwillig):** Unsinn! So etwas mag vielleicht im Anfang vorgekommen sein, aber jetzt nicht mehr.

**Nozerl (zur Wittfrau):** Und überhaupt — wo hat sie denn ihr Büllett, das was sie berechtigt, sich hier auf der G'stetten aufzuhalten?

**Herr (tadelnd):** G'stetten! Mein liebes Kind, das heißt „Perron“.

**Nozerl:** Jawohl, bittscheen . . . Baron . . . (zur Wittfrau:) Alsdann wie kommen s' dazu, sich am Baron breit zu machen?

**Wittfrau (wütend):** No, dann geben S' mir halt a Büllett.

**Nozerl:** Fürn Baron oder fürn Zug?

**Wittfrau:** Zuerscht eins fürn Baron. Ob ich eins fürn Zug nimm, weiß ich noch nicht. Was gibt's denn überhaupt für Bülletter?

**Nozerl:** Ah, so einfach is dös net. Da muß ich ja erscht die Personalien aufnehmen. Wie heißen S'?

**Wittfrau (kurz angebunden):** Gackermeier Leopoldin'.

**Nozerl:** Net so g'schwind, mir san im Gebirg . . . (schreibt) Und wo wollen S' hinfahren?

**Wittfrau:** Nach Powang.

**Nozerl:** Powang . . . (blättert) . . . hätt' ich zwei: eins im Kamptal und eins in den kaiserlichen Erbländen ob der Enns.

**Wittfrau:** Ins Ob-der-Ennsische möcht' ich . . . (schwärmerisch) Ich heirat' den dortigen Bürgermeister . . . Woislhofer schreibt er sich, wann er schreiben könn't . . .

**Nozerl:** Das interessiert uns im amtlichen Verkehr nicht . . . hm . . . Powang ob der Enns . . . liegt zwischen Großklein und Klein-klein . . . schmalspurige Nebenstrecke ohne Vorreiter. Und was für welche Klasse wollen S' denn haben?

**Wittfrau:** Was für welche gibt's denn?

**Nozerl:** Alsdann: da hätten mir zuerscht die erschte.

**Wittfrau:** Was kost' denn die?

**Nozerl:** Das is es ja: die kost gewöhnlich gar nichts. Da fahren so feine Leut' drin, daß sie nix zahlen brauchen . . . Und in der zweiten fahren wieder die staatlichen Funktionäre, die zahlen höchstens a halberte Hundskarten . . . Für Ihnen kämert als erschte die dritte in Betracht.

**Wittfrau:** Gibt's sonst noch welche?

**Nozerl:** Ja freilich. Mir hätten noch eine vierte und eine fünfte. In der vierten gibt's kein Dach, in der fünften herentgegen keinen Boden im Waggon. Da müssen S' zu Fuß mitlaufen.

**Herr (verdutzt):** Hör' ich recht? Das gibt's?

**Nozerl (aufklärend):** Is erscht kürzlich probeweise eing'führt worden. Weil man nimmer g'wußt hat, wie man den Reisenden das billige Fahren in gerechter Weise recht unbequem machen soll . . . Da zahlen s' ein Spottgeld, in der Fünften, und brauchen net so hart sitzen auf die langen Strecken.

**Herr (verdattert):** Ein Eisenbahnwaggon ohne Boden . . .

**Nozerl:** No, besser wie nix is schon. Die Leut ham halt doch das G'fuhl, daß s' an Eisenbahnzug benützen. Die Freud laßt man ihnen. Aber dafür sehen s' nix. Weil ja die Seitenteil da sein.

**Herr (völlig ratlos):** Kein Boden — aber Seitenteile?

**Nozerl:** Die Seitenteil braucht man für die Türln, sonst könn't ja niemand einsteigen . . . Von unten einsteigen ist natürlich strengstens verboten. Wegen der Kontrolle. Und kein Boden und keine Seitenteil — das wär ja die Sechste. Die gibt's noch nicht. Aber vielleicht führen sie's noch ein, in der nahen Zukunft. Daß auch die Önkeltinder eine Freud haben . . .

**Herr (zusammenbrechend):** Mein Gott, mein Gott . . . auf was die Fachleut' alles draufkommen, wenn man sie laßt . . .

## MUSIK

### Januar-Bilanz:

## Begegnung mit Zeitgenossen

ES GIBT EINEN ÖSTERREICHISCHEN KOMPONISTENBUND (ÖKB), dessen Tätigkeit darin besteht, sich selbst zu desavouieren, indem er von Zeit zu Zeit — es sind manchmal Jahre zwischendurch vergangen — ein Kom-muniqué über die Notlage der schöpferischen Musiker Österreichs veröffentlicht und, gewöhnlich unter dem Titel von Demokratie und Freiheit, Forderungen stellt, die mit Demokratie und Freiheit schwerlich in Einklang zu bringen sind. Man kennt die Töne auch schon zur Genüge: Egalisierung der Aufführungsziffern von österreichischer und anderer zeitgenössischer Musik (die angeblich zu Unrecht bevorzugt wird), Sperre „fragwürdiger“ ausländischer Werke, und Schaffung eines Musikbeirates aus Vertretern des Komponistenbundes, der, obgleich nach vieljähriger Tätigkeit der oben bezeichneten Art dazu durchaus nicht legitimiert, auf diesem Weg bei Ämtern, Behörden, Aufführungs- und Sendegesellschaften in wichtigen Angelegenheiten des österreichischen Musiklebens be-

stimmenden Einfluß ausüben soll. Die Wiener Tages- und Wochenpresse hat diese famosen Inventionen einiger sonst wenig produktiver Geister wiederholt mit intensiver Abneigung registriert. Nur die volksnahen Blätter sind in ihrem Glanze jedesmal merklich aufgeblüht. Es bleibt indessen unbestreitbar, daß — woraus der Komponistenbund das ganze Kapital für seine Sache schlägt — zu wenig österreichische Musik der Gegenwart gespielt wird. Die Frage, die erst recht an diese Sache rührt, ist die: würde mehr nicht à la longue noch weniger bedeuten? Die Erfahrung, die man an Kompositionsabenden, bei Wettbewerben und Festivitäten, aber auch in den regelmäßigen Konzerten der dem Komponistenbund nahestehenden „Österreichischen Gesellschaft für zeitgenössische Musik“ machen kann, lehrt, daß diese Frage nicht ganz von der Hand zu weisen ist. Nun, viele unserer komponierenden Zeitgenossen sind in der Praxis schlechte Lerner.

\*

SO WÜNSCHT MAN OFT, es möchte etwas Rechtes sich begeben, das die Dinge, wenn auch nur für kurze Zeit, wieder in ihre natürliche Ordnung und normale Maßstäbe zur Geltung bringt, etwas Großes, Elementargewaltiges. Es geschieht natürlich nichts dergleichen, oder es geschieht höchst selten und wird dann gerne von manchen Leuten bagatellisiert. Doch es kann leicht passieren, und es passierte, daß etwa Charles Adler mit den Symphonikern für die Musica-nova-Reihe der Ravag die Vierte Symphonie von Darius Milhaud spielt. Von jenem Darius Milhaud, der — Weltmann aus der Provence, Pariser vom Montmartre, einstens einer von den berühmten „Six“, heute ein berühmter Einzelgänger der Musik und fanatischer Positivist — in Kürze wahrscheinlich das vierte Hundert seiner Werke beisammen haben wird. Da er den Vorzug besitzt, nicht alt zu werden, wird man seine Vierte Symphonie vielleicht noch den Frühwerken zuordnen können. Die einleitende Schlagzeugkanonade in dämonisch drängendem Marschrhythmus kann sich an jugendlichem Feuer mit manchem genialen Frühwerk messen. Milhaud hat diese Symphonie zur Hundertjahrfeier der Revolution von 1848 komponiert, und mancher Apropos-Gedanke bietet sich zwischen kühn gesetzten Noten an, obgleich die Musik weder in geistiger noch in technischer Hinsicht charakteristische „Revolutions“-Musik ist. Der Komponist fügt den vier Sätzen, in Paranthese die

Überschriften „Aufstand“, „Den Toten der Republik“, „Die Freuden der wiedergefundenen Freiheit“, „Erinnerungsfeier 1948“ hinzu, ohne sich indessen programmatisch festzulegen. Was sich, meist in mehreren Tonarten zugleich, bis zur abschließenden Wiederkehr des aufrüttelnden Schlagzeugthemas in diesen vier Sätzen ereignet, ist von hohem artifiziellem Zauber, selten freilich mehr, selten der ganze übermächtig strömende Milhaud. Dennoch spürt man „unterirdisch“ Elementarkräfte walten. Übrigens — Musica nova: ein Konzert für Violine, konzertante Bläser und Orchester von *Sophie Carmen Eckhardt-Gramatté*, zur selben Stunde aufgeführt. Eine gar köstliche Piece.

\*

DIE ANDERE VIERTE SYMPHONIE, die unserem Zeitgenossthema das nötige Gewicht verleiht, erklang im Konzerthaus und stammt von *Karl Rankl*. Er hat sie nebst *Mozarts Haffner-Symphonie* und *Straußens „Till Eulenspiegel“* in seiner sehr beweglichen, äußerst genauen, von hohem Geist und künstlerischem Adel gekennzeichneten Art selbst dirigiert. Es war sein Wiener Debut als Komponist (Rankl ist Wiener, fünfundfünfzig Jahre alt und komponiert seit mehr als dreißig Jahren) und es war trotz des gewaltigen Ingrimms, der ihm kollegialerweise von den verbündeten Fürsprechern der zeitgenössischen österreichischen Musik entgegengesetzt wurde, ein großer, nachhaltiger Erfolg. Versteht sich. Rankls Vierte Symphonie ist, um es in der Terminologie Schönbergs auszudrücken, dessen Geist darin eine wesentliche Komponente bildet, das Werk eines großen „Müßers“, eines Künstlers also, gleichermaßen anziehend und schön durch seinen Inhalt wie durch seine Form. Ein Variationensatz mit einem eigentlich recht unscheinbaren Thema aus dem fünfzehnten Jahrhundert gibt Zeugnis von eminenter schöpferischer Persönlichkeit. Es kann uns leid tun, Karl Rankl wieder ans Ausland verloren zu haben.

\*

P. S.

## VERGESSENE GESTALTEN

Die *Deuerlichsche Verlagsbuchhandlung, Göttingen*, inseriert im „Börsenblatt für den deutschen Buchhandel“, Jahrgang 1953, Nr. 74, eine literarhistorische Neuerscheinung wie folgt:

„Zwischen Biedermeier und Bourgeoisie. Von Martin Greiner. Eine höchst lesbare, anregende und originelle Darstellung der deutschen Literatur zwischen 1820 und 1850 mit besonderer Hervorhebung einzelner zu Unrecht vergessener Gestalten wie Raimund, Nestroy und Grillparzer.“

Ein Volk, ein Reich, eine Literaturgeschichte. Bedauerlich fürwahr.

IN DER OPER — à propos — saß in Begleitung einer Dame ein soignierter Herr neben mir und blätterte, um sich darüber zu informieren, „um was es denn da nun eigentlich geht“, von Zeit zu Zeit mit Eifer im Programmheft. „Die übliche Raubersgeschichte“, kommentierte er in der ersten Pause das also Erlebte, und in der zweiten ergänzte er kopfschüttelnd: „So was von Dreikreuzerromantik!“ Nachdem der Vorhang über den letzten Akt gefallen war, hörte ich ihn, heftig in die Hände klatschend, zu seiner Dame sagen: „Schöne Oper, wie? Aber dieses Sujet!“ Nun, dieses Sujet stammt von Friedrich Schiller, und die Oper — *Verdis „Don Carlos“* — ist ein hehres Monument der Freiheit, Brüderlichkeit und Humanität. Die Aufführung, neu im Theater an der Wien, war von *Heinrich Hollreiser* musikalisch vortrefflich präpariert worden und zeichnete sich auch sonst durch erstklassige Besetzung aus. Die Regie *Josef Witts* war allerdings ein exemplarischer Versager. Quod erat demonstrandum.

\*

DIE BEREITS ERWÄHNT, dem österreichischen Komponistenbund nahestehende, doch sehr rührige „Österreichische Gesellschaft für zeitgenössische Musik“ versuchte es kürzlich zum erstenmal mit einem freundschaftlichen kammersmusikalischen Tauschgeschäft Berlin—Wien und brachte nebst zwei ergötzlichen Spielstücken aus dem „*Plöner Musiktag*“ von *Hindemith* Verschiedenes von *Siegfried Borris*, *Konrad Friedrich Noetel*, *Max Baumann* und *Friedrich Hartig* zu Gehör. Da unsere österreichischen Borris, Noetels, Hartigs und Baumänner nicht weniger beschwerlich sind, ist kaum zu sagen, ob die Berliner oder wir bei diesem Tausch gewonnen haben. Freilich, mit einem „*Plöner Musiktag*“ können wir nicht aufwarten. Dafür werden aber bei uns ausgezeichnete Kommunikés verfaßt. Ein jeder wie er kann. *Friedrich Saathen*

## DAS IST DES LANDES SO DER BRAUCH...

In seinem 1922 erschienen Werk „Das deutsche Theater“ berichtet *Siegfried Löwy* auch über das alte Burgtheater und dessen Direktor *Josef Schreyvogel* (1768 bis 1832). Es heißt dort unter anderem:

*Schreyvogel* erschloß auch *Grillparzer* das Burgtheater, der später notierte, daß er nach *Schreyvogels* Tod mit niemand mehr über Kunst habe reden können. Er war in gewissem Sinne der ideale Direktor...

Man lohnte ihn mit plötzlicher Verabschiedung. Als *Schreyvogel* eines Tages ahnungslos in sein Büro auf die Mölkerbastei kam, fand er dort sein Entlassungsdekret, und man ließ ihm kaum Zeit, seine Papiere zusammenzuraffen. In seiner Bestürzung vergaß er den Regenschirm. Da es gerade in Strömen goß, wollte er ihn wieder holen, doch wies man ihm die Tür mit den historisch gewordenen Worten: „Der Regenschirm wird Ihnen zugeschickt werden.“

## SCHALLPLATTEN

Eine interessante Vielfalt von Neuerscheinungen der Philips-Langspielplattenproduktion und der Deutschen Grammophon-Gesellschaft liegt vor. Sie ergibt, sinnvoll geordnet, fast so etwas wie einen Querschnitt durch die große europäische Musik.

Philips Minigroove A-00642-R. **JOHANN CHRISTIAN BACH:** Sinfonia op. 18, Nr. 1 und 4 (*Paul Sacher mit den Wiener Symphonikern*). Der jüngste Sohn des großen *Johann Sebastian*, als „Mailänder“ oder „Londoner“ Bach bekannt, läßt auch in seiner Musik merken, daß er als einziger der Komponisten-Familie sich von der strengen Welt des deutschen Protestantismus abwandte und katholisch wurde. Schöne, fließende, „lyrische“ Musik im galanten Stil des 18. Jahrhunderts. Eigentlich Opernouvertüren altitalienischer Prägung (die Vorläufer der klassischen Symphonie). Dirigent und Orchester: alter Kammerstil, ohne den heutzutage so häufigen Fehler von Überbesetzung bei alter Musik, klar und wortgetreu.

Philips Minigroove A-01602-R. **BEETHOVEN:** Achte Symphonie in F-dur (*Bruno Walter mit den New Yorker Philharmonikern*). Um diese klassisch-einfache Wiedergabe ist der große Glanz letzter Reife und jene vollkommene Hingabe an das Werk, die *Bruno Walter* von allen anderen Magiern des Taktstocks unterscheidet. Die New Yorker Philharmoniker werden unter seiner schöpferischdienenden Führung zu einem Klangkörper von nahezu vollkommener Ausgewogenheit; sie wären es restlos, träte zur kraftvollen Straffheit der Streicher auch noch die Wärme der Wiener Geigenschule.

Philips Minigroove A-01106-L. **BRAHMS:** Violinkonzert in D-dur (*Isaac Stern mit den Londoner Philharmonikern unter Sir Thomas Beecham*). Brahms, dessen herb verhaltene Romantik eine ganz andere ist als etwa jene Schumanns, hat dieses Konzert für den großen Geiger *Joachim* geschrieben, dem Stern, soweit sich dergleichen beurteilen läßt, an musikalischer Intelligenz um nichts nachsteht.

Philips Minigroove A-01108-L. **DVORAK:** Erste Symphonie in D-dur (*Eric Leinsdorf mit dem Cleveland Symphony Orchestra*). Das heute siebzig Jahre alte Werk, dessen Romantik noch merklich von Brahms beeinflusst ist, ist bei uns fast unbekannt geblieben; die frische, farbige Wiedergabe macht manches Unrecht gut, das man dem Komponisten in Europas Konzertsälen immer wieder zufügt, indem man ihn stets mit denselben zwei oder drei Werken aufs Programm setzt.

Philips Minigroove A-00163/64-L. **RICHARD STRAUSS:** „Salome“ (*Rudolf Moralt mit den Wiener Symphonikern und Walburga Wegner als Salome, Josef Metternich als Jochanaan, Georgine von Milinkovich als Herodias, Waldemar Kmentt als Naraboth, László Szemere als Herodes*). Eine erstaunlich ausgeglichene und zugleich dynamische Wiedergabe der kompletten Oper. Wirkliche Ensembleleistung von Sängern und Orchester unter einem vorbildlich klaren Dirigenten.

Deutsche Grammophon-Gesellschaft, Langspielplatte 18035 LPM. **STRAWINSKY:** „Psalmensymphonie“ und **MARTIN:** „Petite symphonie concertante“ (*Ferenc Fricsay mit dem Berliner RIAS-Symphonieorchester und dem Chor der St.-Hedwigs-Kirche*). Igor Strawinskys allererste Symphonie auf Verse aus dem 31., 40. und 150. Psalm, Frank Martins als „Kleine Symphonie“ verkleidetes „Concerto grosso“: zwei kräftige Beweise dafür, daß von einem Untergang der Musik des Abendlandes keine Rede sein kann.

Auditor

ALFRED SCHMELLER

## *Schönheit, behördlich verordnet*

Eines Tages im Jahre 1370 gab es im Lebensmittelgeschäft, das ein gewisser Niccolò Toni auf dem Marktplatz von Siena betrieb, eine nicht geringe Aufregung. Mehrere Beamte des Stadtmagistrates nahmen genaue Messungen mit einem Zollstock vor und stellten hierbei fest, daß der Ladenvorbau des Herrn Toni, weil er um dreiviertel Ellen, das sind etwa 40 Zentimeter, aus der Häuserzeile herausragte, den ganzen Platz verunstaltete. Die Beamten des Magistrats erließen die Anordnung, daß der Laden „zur größeren Schönheit der Stadt“ abzureißen sei. Es erschienen zwölf Maurermeister, welche den Schaden, der Herrn Toni daraus erwuchs, abzuschätzen hatten. Die Affäre wurde sogar vor den großen Rat der Stadt gebracht. Vor dieser ehrfurchtgebietenden Körperschaft stellte sich heraus, daß die Verordnungen zur „Schönheitspflege“ der Stadt seit dreißig Jahren nicht beachtet worden und daß unglaubliche Mißstände auf diesem Sektor eingetreten waren. Daraufhin wurde ein Dreierausschuß eingesetzt, der unverzügliche Maßnahmen zur Verbesserung der „Schönheit der Stadt“ in die Wege zu leiten hatte.

Wie? Solcherlei im Mittelalter schon? Aber das ist doch eine Errungenschaft unserer „dekadenten Spätzeit“, der es an schöpferischer Kraft gebricht? So daß sie zu Ersatzmitteln wie Ortsbildpflege, Denkmalpflege, Volkstumpfpflege greifen muß? Und es sind doch immer nur ein paar Erzkonservative und Vergangenheits-Fanatiker, die gegen häßliche Geschäftsportale und aufdringliche Reklame wettern, weil Kirchen, Paläste und alte Bürgerhäuser dadurch verunziert werden könnten?

Wenn man nun erfährt, daß der Fall des Herrn Toni nicht vereinzelt dasteht, sondern daß im 13. und im 14. Jahrhundert in den toskanischen Städten eine Fülle von Verordnungen erlassen wurden, alle zu dem Zweck, Verunstaltungen des Stadtbildes zu verhindern, dann wird man der bestürzenden Aktualität gewahr, welche den alten Pergamenten, aus den verstaubten Archiven von Florenz, Siena, Pisa und Bologna hervorgeholt, noch heutzutage innewohnt.

Damals gingen die „ufficiali dell' ornata della città“, wie die Schönheitsbeamten offiziell genannt wurden, durch die ganze Stadt und nahmen sich Straße für Straße vor, um jedes einzelne Haus von Vorbauten, Außentreppen und Erkern zu „säubern“. Da wurden Verordnungen erlassen, damit aufklappbare Ladentische, Schilder, Lampen und Wäschestangen, überhaupt alle über die Häuserfront hervorragenden Gegenstände, ein gebotenes Maß nicht überschritten. Die Hausfrauen mußten ihre Wäscheleinen einziehen, die Pizza-Bräter ihre Verkaufsstände abräumen, und man konnte nicht mehr vom Balkon aus mit einem Korb am Spagat Einkäufe tätigen. Alles, was für uns heute noch — und heute wieder — den pittoresken Reiz einer italienischen Häuserschlucht ausmacht, mußte verschwinden, wenn die amtlichen Schönheitsverwalter durch die Gassen rasten. (Freilich können diese magistratischen Erlässe auch dazu verhelfen, die Bilder eines Giotto oder Masaccio von einem neuen Blickwinkel aus zu betrachten.)

In Pisa wurden bereits im Jahre 1164, in Viterbo im Jahre 1251 die Außentreppen verboten, weil durch sie, in zeitgenössischer Ausdrucksweise, „das Bild der Straße verdorben“ wurde. Andere Einschränkungen untersagten in Bologna ein übermäßiges Vortreten der Dächer und Balkone. In Florenz beschneit man 1158 rigoros die hölzernen Vorbauten am Arnoufer. Gerade das, wofür der Italienreisende in unseren Tagen schwärmt, das „Gewachsene“ der Städte, die Unregelmäßigkeiten, die An-, Vor-, Um- und Ausbauten an den Häusern, war den mittelalterlichen Behörden ein Greuel. Die Hauptbeschäftigung der „ufficiali dell' ornata della città“ bestand darin, den immer wieder um sich greifenden Erweiterungen der Häuser und Wohnräumlichkeiten auf die Straße hinaus entgegenzutreten; denn das Schönheitsideal des Mittelalters war die „strada pulcra, ampla

et recta“, die schöne, breite und gerade Straße, eine Formel, die sogar ins Notarlatein überging.

Natürlich ließen sich die Bürger diese Beschränkungen nicht so ohne weiteres gefallen, und manches der Dekrete zog einen langwierigen Rechtsstreit nach sich. Andererseits wurde für manchen „Schönheitsgeschädigten“, wenn er nicht in der Lage war, den Forderungen der Stadtbildpflege nachzukommen, eine Subvention aus dem Stadtsäckel flüssiggemacht. „Antrag des Amtes für die Schönheit der Stadt“, heißt es in einem Dokument des Stadtarchivs von Siena aus dem Anfang des 15. Jahrhunderts, „einem Sienenser Bürger ein hohes Amt zu geben, um ihn dadurch in die Lage zu versetzen, die Vorbauten an seinem Haus zu entfernen“, oder es wurde für einen ähnlichen Zweck ein „Schuldennachlaß für einen Bürger von Siena“ beantragt. Aus den Angaben der Ufficiali geht hervor, daß in einer bestimmten Straße nur noch ein einziges Haus den Vorschriften nicht entspreche und als störend empfunden werde.

Was hätten die Architekten, die nach dem Krieg am Stephansplatz die neuen Häuser bauten, dazu gesagt, wenn ihnen von der Behörde genaue Fensterproportionen vorgeschrieben worden wären? Im Siena des 13. Jahrhunderts geschah dies: der Magistrat erließ am 10. Mai 1297 eine Verordnung über die gleichmäßige Gestaltung der Fenster rings um den Campo, und an dieser Verordnung wurde 170 Jahre lang festgehalten. Von daher rührt die großartige Geschlossenheit der italienischen Stadtplätze, die uns heute entzückt. Und man war sich der Auswirkung solcher Bauvorschriften durchaus bewußt. 1357 dekretierte der Magistrat von Siena: „Ohne Ordnung kann man nichts Gutes schaffen. Die Regierung der Stadt ist dazu berufen, der ganzen Civitas Ordnung und eine Regel zu geben“. In Florenz wurde 1325 angeordnet, daß „zur größeren Schönheit der Stadt“ alle Häuser in den größeren Straßen bis zu einer Höhe von vier Ellen aus Stein ausgeführt sein müssen. Einige Jahre später wurde für die Häuser an der Piazza della Signoria die vierfache Höhe gefordert. Jedes neue Bauwerk sollte in Beziehung zu den bereits bestehenden gesetzt werden. Mit Hilfe einer einheitlichen Farbgebung, unter Bevorzugung schöner Natursteine und durch gleichmäßige Gestaltung wurde eine Übereinstimmung erzielt, die aber keineswegs zur Gleichmacherei entartete. Das geht aus einer Predigt des Fra Giordano hervor, der in seinen volkstümlichen Sermonen ästhetische Probleme diskutierte und den Pisanern von der Kanzel aus zurief: „Seht, wie schön eine Stadt ist, wenn sie wohlgeordnet ist . . . In der Verschiedenheit liegt die Schönheit mehr, als wenn alle Teile gleich wären!“

In einem Dokument des Florentiner Archivs vom 29. März 1390 wird den Dombaumeistern aufgetragen, die neuen Gebäude auf beiden Seiten der Via Calzajoli so zu erbauen, daß sie, schön und edel gestaltet, dem Haus der Guelfenpartei gleichen, das an dieser Straße liegt. Bei einer solchen Zumutung würde ein heutiger Architekt geradezu aufheulen: sich an ein bestehendes Vorbild zwangsweise anlehnen . . . !

Allerdings unterscheiden sich die damaligen Bauvorschriften von den heutigen gewaltig. Ein Wort, dem man in den Bauvorschriften des Mittelalters immer wieder begegnet, nämlich „Schönheit“, wird man in den Verordnungen unserer Zeit vergeblich suchen. Damals scheute man sich nicht, Formeln wie „pro ornamento“, zur Zierde, oder „per la bellezza“, um der Schönheit willen, in die behördlichen Dekrete aufzunehmen. Und die Reichhaltigkeit dieser Dekrete läßt keinen Zweifel daran, daß wir es im Italien des Mittelalters mit einer richtigen Bauordnung im heutigen Sinne zu tun haben. Die rund 300 Erlässe der Straßenbaubehörde im Statut von 1290 von Siena können es mit den Bestimmungen der niederösterreichischen Bauordnung von 1950 auf 634 Seiten getrost aufnehmen.

Ein weiterer Unterschied: die Schönheitsvorschriften wurden damals auf alle Gebäude angewendet, alte wie neue — heute gelten sie lediglich

für historische Bauten, die unter Denkmalschutz stehen. Doch gab es auch damals schon Verfügungen, die an unsere moderne Denkmalpflege gemahnen. So wurden die berühmt schönen Türme von Perugia bereits im 14. Jahrhundert durch ein Gesetz geschützt. In Ravenna wurde im 13. Jahrhundert die Fürsorge für die „ältesten Gebäude“, wie für die byzantinischen Kirchenbauten, zum Gesetz erhoben. Das Statut fordert einen Rat von Sachverständigen, der für die Ableitung des Wassers in San Vitale sorgen soll — ein Problem, das bis heute ungelöst geblieben ist. Nicht ohne Heiterkeit liest man, daß die Dominikaner von Siena 1309 aufgefordert wurden, eine Mauer einreißen zu lassen, weil sie häßlich sei und den Blick auf die Kirche behindere; ungefähr zur gleichen Zeit wurde in Florenz eine 16 Ellen hohe Mauer errichtet, welche die bescheidenen Häuser an der Westseite der Piazza della Signoria verdecken und damit von störenden Einzelheiten ablenken sollte. Unser Karlsplatz-Problem steigt auf, wenn man von einer 1450 erfolgten Eingabe des florentinischen Schönheitsamtes an die Stadtregierung erfährt: sie möge einen von ihr begonnenen Palast nicht weiter vergrößern, sondern statt dessen, durch Abbruch eines zusätzlichen Häuserblocks, einen schönen öffentlichen Platz für den Getreidemarkt schaffen.

Die Annahme jedoch, daß es zu alledem eines umfangreichen Beamtenapparats bedurft hätte, wäre irrig. Um 1250 gab es in Siena nur einen

einigen Beamten für städteigene Bauten, vier für den Verkauf der unnötig gewordenen Mauern ehemaliger Burgen innerhalb der Stadt und weitere vier, denen die Kassaführung oblag. Es gab ferner je drei für die Straßenpflasterung und für die Demolierung beengender Vorbauten, und sechs für die Stadtbefestigung. Auch über Bauverhandlungen sind wir unterrichtet. So befaßte sich der 4. und der 5. Punkt von insgesamt 24, die in der Sitzung vom 10. Mai 1297 in Siena zur Sprache kamen, mit der Gestaltung der Privatpaläste am Markt. Es ging kaum anders zu als heute. Jede Bautätigkeit war von der Genehmigung der Behörde abhängig. Aus den Statuten, auf die der Bürgermeister jährlich den Eid ablegte, geht hervor, daß sich der Magistrat schon seit der Mitte des 13. Jahrhunderts bis in alle Einzelheiten mit dem öffentlichen und privaten Bauwesen beschäftigte. Zu keiner andern Zeit war die Anteilnahme der Öffentlichkeit am Bauen größer und das künstlerische Urteil des Volkes schärfer. Die vergilbten Pergamenta zeigen aber auch, daß eine fast uneingeschränkte Bauhoheit der Stadtverwaltung sich auf das künstlerische Niveau einer Stadtarchitektur nicht unbedingt nachteilig auswirken muß. Denn jene beiden Jahrhunderte waren eine Blütezeit der Stadtbaukunst.

Die dokumentarischen Unterlagen sind dem ausgezeichneten Buch „Mittelalterliche Stadtbaukunst in der Toskana“ von Wolfgang Braunsfeld entnommen, das kürzlich im Verlag Gebr. Mann, Berlin, erschienen ist.

## ENCOUNTER

LITERATURE ARTS POLITICS

February 1954:

FAITH, TASTE, AND HISTORY

Aldous Huxley

BERLIN:  
THE UNHAUNTED CITY

Herbert Luthy

AND CONTRIBUTIONS BY:

W. H. Auden, Franz Borkenau  
and Irving Kristol

In Wien zu beziehen durch:

BUCHHANDLUNG GEROLD & CO.  
Wien I. Graben 31

BUCHHANDLUNG HEGER  
Wien I. Wollzeile 2

## DIOGENES

INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT  
FÜR PHILOSOPHIE UND WISSENSCHAFT

Herausgegeben vom

„Internationalen Rat für Philosophie und die  
Wissenschaften vom Menschen“ Paris

Redaktionskomitee:

Prof. D. W. Brogan, England; Prof. A. Castro  
Leal, Mexiko; Prof. W. Koppers, Österreich;  
Prof. G. Levi Della Vida, Italien; Professor  
R. P. McKeon, USA; Prof. H. J. Pos, Nieder-  
lande; Prof. Dr. A. Rüstow, Deutschland

Chefredakteur: Roger Caillois

Aus dem Inhalt der ersten 3 Hefte:

- |                 |   |
|-----------------|---|
| E. Benveniste   | Menschliche Sprache und Mit-<br>teilung der Tiere             |
| K. Jaspers      | Freiheit und Autorität  |
| J. Piaget       | Von der genetischen Psychologie<br>zur Epistemologie          |
| C. M. Bowra     | Europäische Lyrik von 1900<br>bis 1950                        |
| A. Sommerfelt   | Neue Wege und Ziele der Sprach-<br>wissenschaft               |
| C. Clark        | Die Zukunft des Proletariats                                  |
| L. Venturi      | Piero della Francesca, G. Seurat,<br>J. Gris                  |
| P. Rivet        | Der Ursprung des Menschen                                     |
| H. Fichtenau    | Die Anfänge des mittelalterlichen<br>Reiches                  |
| L. Renou        | Indologie   |
| C. Lévi-Strauss | Überblick über die Ethnologie<br>(1950—1952)                  |
| M. Eliade       | Das Heimweh nach dem Para-<br>dies bei den primitiven Völkern |
| H. Brown        | Wissenschaft und Literatur im<br>18. Jahrhundert              |
| K. O. Paetel    | Typologie des schwarzen Ordens                                |
| D. R. Gillie    | Die Aufgaben der Altertums-<br>wissenschaft                   |
| O. Gigon        | Das Studium der antiken Philo-<br>sophie                      |

Je Band und Jahr erscheinen 4 Hefte  
im Umfang von etwa 144 Seiten

Auslieferung für den österreichischen Buchhandel:  
Arthur Niggli und Willy Verkauf  
Bregenz · Wien

VERLAG  
KIEPENHEUER & WITSCH  
KÖLN

## PREUVES

REVUE MENSUELLE LITTÉRAIRE  
ET POLITIQUE

FEVRIER

MANES SPERBER

La conception policière de l'Histoire

HERBERT LUTHY

Hitler devant ses biographes

ROGER CAILLOIS

Le traitement du langage chez Saint-John Perse

RAYMOND ARON

L'avenir du Japon

A. ROSSI

La Russie à l'heure de la collaboration

F. BORKENAU

L'Agriculture — talon d'Achille du système soviétique

PREUVES: 23, rue de la Pépinière - Paris (VIIIe)

Le No. de 104 p. ill.: France: 120 Frs - Etranger: 150 Frs

C. C. P. 178-00 Paris

Un ancien numéro sera envoyé gracieusement sur  
demande à titre de specimen

In Wien zu beziehen durch:

BUCHHANDLUNG GEROLD & CO.  
Wien I. Graben 31

BUCHHANDLUNG HEGER  
Wien I. Wollzeile 2

Sie finden ein reichhaltiges Lager  
von in- und ausländischer Literatur

in der

BUCHHANDLUNG  
WILHELM FRICK  
Wien I. Graben 27 (bei der Pestsäule)  
R 24-0-67, R 23-4-97

Buchhandlung und Antiquariat

CARL HÖLZL

WIEN I. SEILERGASSE 3

Deutsche

und fremdsprachige Literatur  
Theater und Kunst

# Floras Fauna und Flora



Paul Flora, gelegentlich eines Rundfunkgesprächs befragt, wen er für die bedeutendsten Geister unserer Zeit hielte, antwortete nach längerer Bedenkzeit: „Paul Klee und Winston Churchill“. Wir verbürgen uns dafür, daß Flora das so ernst gemeint hat, wie ein Humorist etwas ernst meinen kann. Vielleicht hat er mit dieser Antwort sogar recht gehabt. Wir erwähnen sie nur, weil sie genau der etwas abseitigen Dimension entspricht, in der Floras zierliche Erfindungen ihre spaßhaften Auftritte zelebrieren. Da treiben schwanenhalsige Gondeln an einem hingestrichelten Venedig vorbei, Kentauren bedenken mit pyknischer Bedächtigkeit die Verwendbarkeit von Bade- oder Lederhosen oder üben schwierigen Handstand, sanft-rührende Kugelköpfchen sind in aussichtslose Kriege mit terroristischen Schnabelgesichtern verwickelt, Schrebergärten erweisen sich als Fundorte verbeulter Töpfe und lyrischer Impressionen, Zyklopen tragen Monokel, Krüge gehen solange zum Brunnen, bis sie brechen, das Mondkalb steht auf weiter Flur, und kühne Forscher dringen auf höchst abstrusen Fahrzeugen in Urwälder ein, um neue Kinder Floras zu entdecken.

Es fehlt Paul Flora wahrhaftig nicht an Einfällen. Aber das wäre noch nicht genug. Einfälle muß auch der nächstbeste Verfertiger von Comic-trips haben, wenn er von ihnen leben will. Paul Flora, überdies, zeichnet mit einem Strich, dessen Feinheit und Präzision kaum zu übertreffen sein dürften. Ein kunsthistorischer Scherz berichtet von einem Renaissance-Maler, dessen frei gezeichnete Kreise genauer waren als die mit dem Zirkel gezogenen. Floras Linien beschämen jedes Lineal. Die Genauigkeit und Adrettheit der Strichführung macht jedes seiner Blätter unverwechselbar.

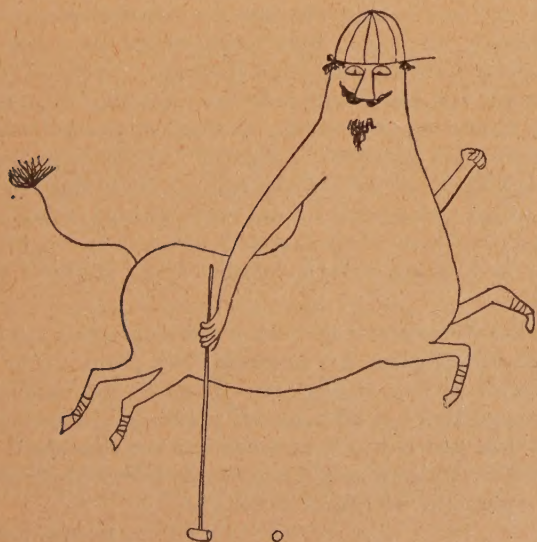
Paul Flora hat nie gemalt und nebstbei nur „tragische Novellen“ geschrieben. Seinen Zeichnungen fehlt es ganz und gar an Bosheit und Satire. Sie sind nicht einmal besonders ironisch. Im Gegenteil, Gutmütigkeit und Gelassenheit zeichnen seine in komische Spiele versunkenen Geschöpfchen aus. Sie verursachen dem Beschauer ein Vergnügen, das völlig unbedenklich ist und in das sich weder Betroffenheit noch Verblüffung mischt. Sollte das die Besonderheit dieses Oeuvres ausmachen?



Nein. Denn es gibt zahlreiche Witzblattzeichner, die nicht Künstler, sondern Kunstgewerbler sind und die sich ihren Ruf ebenfalls durch Liebenswürdigkeit und Freundlichkeit erworben haben. Peynet oder Effel mögen als Beispiele genannt werden. Doch wird noch niemand Paul Flora für einen Witzblattzeichner oder Comic-strips-Produzenten gehalten haben. Man wird ihn lieber dem Rang Saul Steinbergs als dem Rea Gardners zuordnen.

Was unterscheidet aber dann Saul Steinberg von Rea Gardner und Wilhelm Busch von Oberländer, wenn es nicht die Originalität, nicht die größere oder geringere Fülle der Bildeinfälle und nicht einmal der Stil ist?

Entscheidend ist offenbar, daß der Künstler auch als zeichnender Humorist seine Scherze oder Späße nicht unserer Realität entnimmt. Daß er nicht bizarre Ausschnitte aus der Wirklichkeit verzeichnet. Floras Kentauren, Hexen, Krüge und Phantasiebewesen leben — wie



die Schöpfungen Buschs oder Steinbergs — in ihrer eigenen Welt, die mit der unseren allenfalls durch eine Art humoristisch-prästabilierte Harmonie verbunden ist. Solche humoristische Mikrokosmen handeln und bewegen sich nach ihren eigenen Gesetzen: in ihnen werden zwei Knaben zu Schrot gemahlen (Busch), zeichnet der Zeichner sich selber (Steinberg), trinken Krüge aus anderen Krügen (Flora). Und diese Absurditäten kommen uns durchaus wahrscheinlich, ja sogar vertraut vor. Nicht weil wir dergleichen je erfahren hätten, sondern weil dem allen eine unleugbare Gesetzmäßigkeit zugrunde liegt, weil diese Gestalten einem originalen Strichgefüge entsprechen und ihrerseits wieder neue Strichstrukturen hervorrufen. Kurven, Zickzacklinien und Haarstriche bilden einen üppigen Dschungel, in dem die Früchte „Einfälle“ heißen und wiederum den Samen von neuen Formen in sich tragen. Die Form provoziert das Thema, das Thema neue Formen in ununterbrochener Kette. Da braucht es keinen Bezug auf die Realität erster Ordnung, auf unsere Realität.

Einen solchen neuen Mikrokosmos des Humors hat Paul Flora geschaffen. Dafür zeugen seine Kentauren, die ihre Bedeutung nicht aus der Mythologie, sondern lediglich aus ihrer kuriosen Vierbeinigkeit erhalten, die Kugelhöpfe, die aus nichts als einem Formerlebnis entstehen, die Krüglein, für die dasselbe gilt. Von Jahr zu Jahr wird Floras Fauna — so lautet der Titel seines im Züricher Diogenes-Verlag erschienenen Sammelbandes — der Fauna der fünf Kontinente



unähnlicher; von Jahr zu Jahr gewinnt sie aber an Charakter und Wahrhaftigkeit. Allerdings, in den „Stilblüten“ von Floras Flora, seinen Strichgefügen nämlich, finden sich noch mancherlei Kreuzungsprodukte, die ihre Herkunft von Klee nicht verleugnen können; aber es handelt sich meistens um Glücksklee-Blätter. Insgesamt zeichnet Flora einen Mikrokosmos, in dem die Dinge zu einander engere Beziehungen unterhalten, als zu den Gegenständen des Makrokosmos.

Damit dürfte das Wesentliche über den zeichnerischen Humor Paul Floras ausgesagt sein, des dreiunddreißigjährigen Innsbruckers, der eines nicht mehr fernen Tages zu den bedeutenden Humoristen unseres Jahrhunderts gezählt werden wird, dessen Körpergröße — was man nach seinen Zeichnungen nicht vermuten würde — fast zwei Meter beträgt, der auf der Hungerburg ober Innsbruck wohnt, zwei Kinder hat und einen bürgerlichen Lebenswandel führt. Daß er über ein beträchtliches Maß an Intelligenz verfügt, beweist er auch durch seine Tätigkeit als Manager und Haupt der Tiroler Modernen. Wenn Tirol sich heute einer lebensnahen, praktischen und phantasievollen Kunstförderung rühmen darf, verdankt es das nicht nur seinen verständigen Kulturreferenten, sondern auch der leisen und geschickten Kunstpolitik, die Paul Flora in seinen Arbeitspausen ausgeheckt hat.

## Rilke und Lili

*Wer saß nicht bang vor seines Herzens Vorhang?  
Der schlug sich auf: die Szenerie war Abschied.  
Leicht zu verstehen. Der bekannte Garten,  
und schwankte leise: dann erst kam der Tänzer.  
Nicht der. Genug. Und wenn er auch so leicht tut,  
er ist verkleidet, und er wird ein Bürger  
und geht durch seine Küche in die Wohnung.  
Ich will nicht diese halbgefüllten Masken,  
lieber die Puppe. Die ist voll. Ich will  
den Balg aushalten und den Draht und ihr  
Gesicht aus Aussehn. Hier. Ich bin davor.  
Wenn auch die Lampen ausgehn, wenn mir auch  
gesagt wird: Nichts mehr —, wenn auch von der Bühne  
das Leere herkommt mit dem grauen Luftzug,  
wenn auch von meinen stillen Vorfahrn keiner  
mehr mit mir dasitzt, keine Frau, sogar  
der Knabe nicht mehr mit dem braunen Schielaug:  
Ich bleibe dennoch. Es gibt immer Zuschau.*

*... Wenn mir zumut ist,  
zu warten vor der Puppenbühne, nein,  
so völlig hinzuschau, daß, um mein Schauen  
am Ende aufzuwiegen, dort als Spieler  
ein Engel hinmuß, der die Bälge hochreißt.  
Engel und Puppe: dann ist endlich Schauspiel.  
Dann kommt zusammen, was wir immerfort  
entzwein, indem wir da sind. Dann entsteht  
aus unsern Jahreszeiten erst der Umkreis  
des ganzen Wandelns. Über uns hinüber  
spielt dann der Engel ...*

*... O Stunden in der Kindheit,  
da hinter den Figuren mehr als nur  
Vergangnes war und vor uns nicht die Zukunft.  
Wir wuchsen freilich, und wir drängten manchmal,  
bald groß zu werden, denen halb zulieb,  
die andres nicht mehr hatten als das Großsein.  
Und waren doch in unserem Alleingehn  
mit Dauern dem vergnügt und standen da  
im Zwischenraume zwischen Welt und Spielzeug,  
an einer Stelle, die seit Anbeginn  
gegründet war für einen reinen Vorgang.*

(Aus der Vierten Duineser Elegie)

Vor kurzem ist ein amerikanischer Farbfilm der MGM in Wien angelaufen, der „Lili“ heißt. Es läßt sich wohl keine größere Diskrepanz denken, als die zwischen dem Welt-Innenraum Rilkes und der ganz und gar veräußerlichten Welt Hollywoods. Dennoch muß der Bogen von da nach dort gespannt werden, wenn wir die künstlerische Leistung würdigen wollen, die dieser Technicolorfilm vollbringt: indem er uns plötzlich — man weiß nicht mehr, ob durch ein Bild oder durch ein Wort — aus der einen in die andere Welt stürzen läßt, so daß wir uns in einem Reich der Träume, ja, man ist beinahe versucht zu sagen: der Ideen wiederfinden.

Die meisten Filme, die uns Hollywood schickt, haben viel Handlung, weil sie wenig Einfälle haben. Dieser Film hat eine *Idee*. Deswegen kommt er mit sparsamer Handlung aus und braucht keine Sensationen. Die Geschichte ist einfach. Lili, das Waisenmädchen, gerät auf einen Jahrmarkt und faßt Zutrauen zu Marc, dem Zauberkünstler. Durch ihn findet sie Arbeit, verliert sie aber wieder und wird von Marc alsbald sich selbst überlassen. Da trösten sie einige Puppen, die auf der leeren Puppenbühne erscheinen und zu ihr sprechen. „Lili“, so sagen die Puppen, „warum weinst du?“ Und sie, vom Zauber des Puppenspiels

erfaßt, antwortet ihnen. Der Puppenspieler, ein ehemaliger, jetzt gelähmter Tänzer, wird von Lilis reinem und natürlichem Wesen fasziniert und bittet sie, allabendlich mit den Puppen zu sprechen, auch wenn Zuschauer da sind, und sich dadurch ihr Geld zu verdienen. Und Lili erliegt allabendlich neu der Verzauberung durch das Puppenspiel. Es ist für sie die Welt, in der sie lebt — obwohl hinter dem dünnen Vorhang der Mann steht, der diesen Puppen erst das Leben gibt (und von dem sie nicht weiß, daß er sie liebt). Das ist die Ausgangsidee, die der Film „Lili“ ins Bild übersetzt und konsequent entwickelt hat.

Die Illusion des naiven Mädchens, das die Welt der Puppen, also eine Scheinwelt, für die wirkliche hält und ernst nimmt, weil sie den Mann nicht sieht, der dahinter steht — diese Illusion verlangt zwangsläufig nach einer Desillusionierung, vor der man um so stärker bangt, je näher sie kommt: es kann nur eine Katastrophe sein. Aber der Film, und das macht seinen Wert aus, läßt das Mädchen wieder zurückfinden in die Welt der Puppen. Die Puppen gewinnen Leben und begleiten Lili, die vom Jahrmarkt weggeht, auf ihren einsamen Lebensweg. Lili aber erkennt das Geheimnis, spürt, daß es unzerstörbar ist, spürt, daß es Dinge gibt, die immer so sind, wie wir sie sehen, die rein und ohne Makel bleiben, wenn wir nur die Kraft haben, sie rein und ohne Makel zu sehen. So wendet sie sich dem Puppenspieler zu, der nicht gewagt hat, ihr seine Liebe zu gestehen, weil er lahm ist. Und der schließliche Sieg des lahmen Puppenspielers über den Zauberkünstler, obgleich in scheinbarem Widerspruch zu allen filmischen Gesetzen, ist eine der wenigen wirklich ergreifenden Szenen, die je in einem Film zu sehen waren.

Hier allerdings läßt sich die Parallelität zwischen Gedicht und Film nicht weiter fortsetzen. Das Erlebnis des Engels, das für Rilke von solcher Intensität war, daß er es nur mit dem Worte „schrecklich“ beschreiben konnte — wir wissen dies aus den anderen Elegien —, erscheint im Film durchaus verändert. Der Engel des Films, der ja nie sichtbar wird, aber doch den Gang des Geschehens beeinflusst, ist der unwirkliche Schutzengel unserer Kinderzeit, der einfache Engel, den wir von vielen bunten Postkarten kennen, der die Kinder mit wachsam ausgebreiteten Händen über einen schmalen Steg geleitet, aus dem Kinderland hinüber in die Schluchten des Alltags. Es ist also ein filmischer Engel geworden, und wir sind dankbar dafür, daß er nicht sichtbar wird. Der synchronisierte Schlagertext des Puppenliedes „Klein-Lili, hallo“ gibt uns bereits eine akustische Vorahnung seines vermutlichen Aussehens, die völlig genügt.

Daß die Bezüge und Entsprechungen zwischen Gedicht und Film irgendwo aufhören, ist nur natürlich. Es handelt sich ja auch nicht um die Verfilmung eines gegebenen Stoffes, sondern um eine zufällige Parallelität. Oder wäre sie gar nicht zufällig? Ob nun die amerikanische Drehbuchautorin dieses in Cannes preisgekrönten Films mit Rilkes Duineser Elegien vertraut war oder nicht — sie muß sich mit Wesen und Welt der Puppen sehr intensiv beschäftigt haben, und das Ergebnis solcher Beschäftigung strebt beinahe zwangsläufig jener Unendlichkeit zu, in der sich die Parallelen schneiden ... Jedenfalls ist diesem Film etwas gelungen, wovon man bisher angenommen hatte, daß es sich der Gestaltung durch filmische Mittel überhaupt entziehe. Denn wenn das Mädchen Lili ihre Zweifel überwindet und die Welt wieder so sieht wie damals, in der Kindheit, als sie noch glauben konnte, so ist das keine bloß persönliche „restitutio“, sondern eine „restitutio orbis“, ein Vorgang, der sich auf einer anderen als der gegenständlichen Ebene vollzieht. Georg Kaiser hat uns diesen Vorgang in seinen Denkspielen auf dem Theater ahnen lassen. Der Film „Lili“ hat ihn, wenn auch nur in Konturen, zum erstenmal auf der Leinwand sichtbar gemacht.

Es ist das Wunder von der Begegnung aller echten Kunst: ein amerikanischer Farbfilm, der in seinem Kern nichts weiter enthält als die Gespräche eines Mädchens mit einigen Puppen, vermittelt uns eine Ahnung dessen, was Rilke gemeint haben mag, als er vom Engel, vom Zuschauen und von der Puppenbühne sprach. Und damit wächst der Film über sich selbst hinaus und ist kein Film mehr. Hier ist ein reiner Vorgang. Hier ist endlich Schau-Spiel.

Wieland Schmied

## BÜCHER UND ZEITSCHRIFTEN

aus allen Ländern der Welt  
durch die Spezialbuchhandlung  
für ausländische Literatur

**GEROLD & CO.**

WEIN I. GRABEN 31 · TEL. R 50-5-18

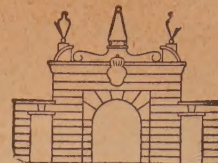
## BUCHHANDLUNG HEGER

WIEN I. WOLLZEILE 2

TEL. R 22 0 8 8

ALTE UND NEUE BÜCHER

KUNST · LITERATUR  
PHILOSOPHIE



FÜR  
ALLE BÜCHER

DR. E. HUNNA

**BUCHHANDLUNG  
AM KÄRNTNERTOR**

Wien I. Kärntnerstraße 51 · R 23 3 7 5

# FORVM DES LESERS

## BUCHHANDLUNG

*Georg Prachner*

WIEN I.

KÄRNTNERSTRASSE 30

EXPORT UND IMPORT VON  
BÜCHERN U. ZEITSCHRIFTEN

## HINWEISE

Die Sonderdrucke „Neofaschistische Tendenzen in der deutschen Literatur und Presse“ und „Freier Geist zwischen Elbe und Oder“, zu deren freiem Bezug wir unsere Leser in Heft I eingeladen hatten, lagen nur in beschränkter Anzahl vor und sind vergriffen. Wir hoffen auf die Nachsicht aller, deren Bestellungen nicht mehr berücksichtigt werden konnten.

In größeren Mengen stehen nunmehr die folgenden Sonderdrucke und Broschüren des „Kongress für die Freiheit der Kultur“ zur Verfügung und werden den Lesern des FORVM auf Verlangen kostenlos zugesandt:

**DIE FRIEDENSMASKERADE.** 28 Seiten. — Ein dokumentarischer Überblick über die kommunistisch gesteuerten „Friedens“-Aktionen.

**VERANTWORTUNG.** Von Romano Guardini. 41 Seiten. — Eine Rede des berühmten katholischen Philosophen über das christlich-jüdische Problem, gesprochen vor der Tübinger Studentenschaft.

**DAS JAHR 1917.** Von Franz Borkenau. 48 Seiten. — Über Wirklichkeit und Legende der russischen Revolution. Der 1900 in Wien geborene Autor des Standardwerkes „Die kommunistische Internationale“ und der „Drei Abhandlungen zur deutschen Geschichte“ gilt als hervorragender Kenner des Bolschewismus.

**DIE GROSSE VERSUCHUNG.** Von Czeslaw Milosz. 24 Seiten. — Der polnische Dichter-Philosoph, einer der bedeutendsten Köpfe der osteuropäischen Emigration, untersucht hier die Tragödie der Intellektuellen in den Volksdemokratien.

**WIDER DEN ANTISEMITISMUS.** 31 Seiten. — Fünf Reden, gehalten von führenden Persönlichkeiten Deutschlands, darunter Bundespräsident Dr. Theodor Heuss und die Schriftsteller Stefan Andres und Rudolf Hagelstange. 3. Auflage.

**KONGRESS-DOKUMENTE.** 12 Seiten. — Enthaltend u. a. das Manifest der Berliner Gründungsversammlung vom 30. Juni 1950 und einen Überblick über die internationale Tätigkeit des „Kongress für die Freiheit der Kultur“.

Zu dem in Heft I erschienenen Artikel „Die österreichische Literatur 1953“ von Prof. Oskar Maurus Fontana macht uns der LEYKAM-VERLAG, Graz, einige ergänzende bzw. berichtende Mitteilungen, denen wir gerne Raum geben. So ist ein Lyrikband „Tür an Tür“ unabhängig von der unter gleichem Titel abgehaltenen Kapfenberger Kulturveranstaltung im Leykam-Verlag erschienen. Ferner wurde in unserem Artikel dem Verlag Kremayr & Scheriau irrtümlich eine Gesamtausgabe der Werke Franz Nabls gutgeschrieben (dessen Name überdies durch einen Druckfehler zu „Nabel“ entstellt war). Der Leykam-Verlag besitzt die Publikationsrechte an fünf Werken Franz Nabls und hat im Jahre 1953 „Das Rasenstück“ herausgebracht.

Einem Teil der Inlandausgabe des ersten Heftes lagen infolge eines Versehens unserer Expedition Auslands-Bestellkarten bei, die den Abonnementpreis in DM und Schweizerfranken angaben. Wir bitten um Entschuldigung und danken besonders jenen Bestellern, die unter Einsetzung des richtigen Schillingpreises von den falschen Bestellkarten Gebrauch gemacht haben.

Nochmals verweisen wir auf unser Anbot, jedem Leser, der uns drei Abonnenten zuführt, das FORVM ein halbes oder ein ganzes Jahr lang gratis zuzustellen, je nach der Dauer der durch ihn bewirkten Abonnements.

Es gibt, wie Kurt Tucholsky einmal vermerkt hat, zwei Dinge, die sich ein Autor nicht vorstellen kann: daß jemand seine Bücher liest, und daß jemand seine Bücher nicht liest. Ähnlich phantasielos verhält es sich auch mit den Herausgebern einer Zeitschrift. Im Fall des FORVM waren es ihrer vier, die da saßen und warteten, welches Schicksal dem ersten Heft beschieden sein würde... die verblüfft waren über jedes Exemplar, das vom Vertrieb als verkauft gemeldet wurde, und andererseits peinlich berührt, weil die Auflage nicht sofort vergriffen war... die einander bei jeder Zuschrift eines Lesers zunächst einmal mißtrauisch fragten, wer von ihnen mit dem Absender persönlich bekannt sei, und andererseits enttäuscht waren über jede Bestellkarte, die ohne Begleittext einlief... und die sich erst allmählich an die rauhe Wirklichkeit adjustierten, der sie ihre Schöpfung überantwortet hatten.

Um es gleich zu sagen: die Wirklichkeit war nicht gar so rau. Besonders was die Publikums-Resonanz betrifft — das, was man in füglicher Übersetzung als „Anklang“ bezeichnen darf —, so liegt für uns nicht der geringste Grund zur Klage vor, dafür aber sehr viel Grund zur Freude. Und wir können nicht umhin, unsern Lesern ein wenig davon zu berichten. Erstens hoffen wir, daß sie sich mit uns freuen werden. Zweitens mag der und jener, der uns schrieb, sich insgeheim vielleicht für einen Sonderling gehalten haben, und wir möchten ihm nachdrücklich versichern, daß er das keineswegs ist und daß er sich in guter, zahlreicher Gesellschaft befindet. Drittens aber war die Ankündigung unseres Eröffnungs-Leitartikels, daß wir unsern Weg gemeinsam mit unsern Lesern gehen wollen, durchaus keine Phrase (eine Institution, der wir überhaupt abhold sind). Wir stellen uns vielmehr etwas sehr Konkretes darunter vor: nämlich eine wirkliche, lebendige Wechselbeziehung zwischen den Sprechern des FORVM und den von ihnen Angesprochenen — ein echtes, ehrliches Aufeinander-Zugehn und Aufeinander-Eingehn — ein FORVM der Meinungen sowohl wie ihres Widerhalls, ob der nun zustimmend ist oder nicht.

\*

Daß der erste Widerhall, den wir fanden, fast ausnahmslos zustimmend war, ist bemerkenswert genug; bemerkenswerter noch, daß so viele unserer Leser die Mühe auf sich nahmen, einer Zustimmung, die sie ja schon durch die Abonnement-Bestellung darzulegen hatten, zusätzlichen Ausdruck zu geben. Denn erfahrungsgemäß, und zwar gemäß der wienischen Erfahrung, nimmt man sich solche Mühe eher zum Raunen und Murren als zum Loben und Aufmuntern. Aber selbst wo das Lob nur mit Einschränkungen gespendet wurde und die Aufmunterung sich mit Skepsis paarte, blieb ein ermutigender Grundzug unverkennbar und blieb die Bereitschaft, auf die es uns so sehr ankommt, unvermindert bestehen. Dreierlei Resonanzen waren es, die wir immer wieder verbuchen konnten:

die Genugtuung darüber, daß mit dem FORVM — wie ein Leser (Paul Viktor Suppan) es für viele formulierte — „endlich eine österreichische Zeitschrift“ erschienen ist;

die Anerkennung unseres Bemühens um „Vielfalt und geistiges Niveau“ (Egon Studniczka), um „Aufgeschlossenheit und um Kritik an der eigenen wie an der Gegenseite“ (Ing. Konrad Kowarz), um eine „breite Grundlage“, auf der wir „beinahe auch objektiv“ sind (Erwin Köllner); und die erstaunlich oft erfolgte Bestätigung, daß wir gut daran tun, „nicht tierisch ernst“ zu sein (Ing. Erich Barger), den Dingen „mit erfrischendem Witz“ zuleibe zu rücken (Rudolf Wagner) und auf „Geist und gepflegte Sprache“ Wert zu legen (Dr. Heinrich Wagner).

Wir unsererseits konnten den uns so freundlich nachgerühmten Humor auch auf Seiten unserer Leser feststellen. Die Frage „Was mir am FORVM gefällt“ erhielt so knappe und dennoch vielsagende Antworten wie „Daß es erschienen ist“ (Dir. Heinz J. Scheichelbauer) oder schlechtweg „Es“ (Ing. Arthur Schütz, der gefürchtete Züchter des Grubenhunds, aber diesmal war's keiner). Hingegen blieb der Raum, den wir auf unsern Bestellkarten für die Beantwortung der Frage „Was mir am FORVM nicht gefällt“ vorgesehen hatten, in den meisten Fällen ungenützt, und manchmal geschah das sogar ganz ausdrücklich: „Die zweite Frage kann ich beim besten Willen nicht beantworten — hoffentlich bleibt's bei diesem Idealzustand“ (Josef Hernfeld). Wenn Beschwerden vorgebracht wurden, richteten sie sich gewöhnlich gegen Äußerlichkeiten, wie etwa gegen das Format, die Aufmachung, das Papier, den Mangel eines eigenen Umschlagblattes: lauter Defekte, die auch uns nicht verborgen geblieben sind, deren Behebung jedoch mit einem für uns zunächst noch unerschwinglichen Kostenaufwand verbunden wäre; wir wollen versuchen, sie nach und nach loszuwerden.

\*

# Der Monat

EINE INTERNATIONALE ZEITSCHRIFT

In den nächsten Hefen:

FRANZ BORKENAU

Die Fresken  
von San Clemente

EIN STÜCK VORGESCHICHTE  
DES ABENDLANDES

WILHELM RÖPKE

Antigermanismus

FELIX WELTSCH

Franz Kafkas Humor

VERLAG FÜR POLITIK  
UND WIRTSCHAFT · KÖLN

A. ROSSI

Zwei Jahre  
deutsch-sowjetisches Bündnis  
1939—1941

Aus dem Italienischen von Hans Naumann.  
Etwa 240 Seiten.

Es war eine politische Sensation ersten Ranges, als in den letzten Augusttagen des Jahres 1939 der Abschluß eines deutsch-sowjetischen Freundschafts- und Beistandspaktes bekannt wurde. Die Vorgeschichte dieses Paktes wird von Rossi ebenso genau untersucht, wie sein Abschluß und die mittelbaren und unmittelbaren Folgen, die sich aus dem Bestand dieser so sensationellen politischen Konstruktion für die gesamte Entwicklung im Osten Europas und darüber hinaus ergaben.

MAURICE ZINKIN

Asien und der Westen

Aus dem Englischen von Fritz und Li Zieslesch.  
368 Seiten.

Die außerordentlich sachliche, gründliche und fesselnde Studie eines ehemaligen hohen Beamten der britisch-indischen Regierung über den wirtschaftlichen und sozialen Einfluß, den der Zusammenprall zwischen Ost und West auf die Entwicklung Asiens ausübt. Zinkin fundiert seine Untersuchung auf reichem, auch statistischem Material und beschreibt in diesem Buch der Reihe nach Indien, Burma, China, Java, Malaya, Siam, und die Philippinen.

VERLAG FÜR POLITIK  
UND WIRTSCHAFT · KÖLN

Ein reichhaltiges Repertoire an Künstler-,  
volkstümlichen und  
Tanzplatten  
auf den Marken

Columbia,  
His Master's Voice  
Parlophon  
Metro Goldwyn Mayer (MGM)

In allen Umdrehungskategorien (78, 45 u. 33)  
In allen Fachgeschäften erhältlich



Aber nicht nur unser Bestreben, einer politisch interessierten Leserschaft unabhängige Information und Diskussion zu bieten, fand beifällige Aufnahme; auch daß wir über der Politik die Kultur nicht zu kurz kommen ließen, wurde immer wieder gewürdigt. „Erfreulich, daß man so viel Platz für Kunst hat“, vermerkte ein Leser (*Johann Fiala*), und ein anderer (*Dr. Josef Berger*) hob den „ebenso originellen wie aufschlußreichen Theateranteil“ hervor. Die „liebevoller Sorgfalt“, mit der wir uns „des heutigen Wiener Theaters annehmen und zugleich seiner großen Vergangenheit gedenken“, bescheinigte uns *Prof. Helene Thimig-Reinhardt*, aus München beschwerte sich *Willi Forst*, daß ihn das FORVM, weil er es „sofort von A bis Z lesen mußte“, in seiner Arbeit aufgehalten hat, und *Oscar Fritz Schuh* begrüßte aus Berlin, seiner neuen künstlerischen Wirkungsstätte, unsere Zeitschrift als „das erste lebendige Dokument aus der alten Heimat“. *Frederic Thorn*, der jetzt in London lebende Wiener Kunstkritiker und Korrespondent des „Wiener Kurier“, bewies das Stilgefühl seines Metiers auch typographisch: „Die erste NVMMER hat mir sehr gefallen“, und aus New York erreichte uns ein Schreiben von *Prof. Hans Kohn*, dem bedeutenden, aus Prag gebürtigen Historiker, der seit mehr als 30 Jahren in Amerika lebt und lehrt: „Ich habe immer nur deutsche Zeitschriften zu sehen bekommen und keine österreichischen. Jetzt sehe ich endlich wieder eine erstklassige österreichische Zeitschrift, die sich hoffentlich zu einer wirklich repräsentativen entwickeln wird. Der reiche Inhalt der ersten Nummer hat schon die Grundlage dazu gelegt. Lassen Sie sich von einem alten Österreicher alles Gute wünschen . . .“

\*

Mit dieser kleinen Auswahl aus einer großen Fülle (die freilich für unsern Appetit noch lange nicht groß genug ist) wollten wir die Leser des FORVM einladen, den uns zuteil gewordenen Empfang an ihrem eigenen Stimmungsbarometer abzulesen — und dieses Barometer weiter in Betrieb zu halten. Wir bleiben dankbar für jede Anregung, für jede Kritik, für jeden Beweis der Anteilnahme, und wir hoffen, daß sich derart eine wirkliche Gemeinschaft der FREUNDE DES FORVM herausbilden wird, deren produktiver Kontakt auch noch zu andern Ausdrucksmöglichkeiten führen soll.

## Galerie Würthle

I. Weihburggasse 9 · R 21 201

Wechselnde Ausstellungen zeitgenössischer Künstler

## ANTWORTEN DER REDAKTION

**Ernest Hemingway, Schriftsteller, dzt. Uganda.** Wir gratulieren Ihnen aufrichtig zu Ihrer wunderbaren Rettung aus den beiden wunderbaren Flugzeugunfällen, die Ihnen zugestoßen sind. Ob es an Ihnen liegt, daß uns das alles so wunderbar vorkommt, oder an der scheu gewordenen Berichterstattung der Sensationspresse, läßt sich schwer feststellen. Vielleicht liegt es auch am afrikanischen Urwald. Man muß eben wissen, wo man seine Unfälle hat — ein bedeutender Autor zu sein, genügt nicht. Zum Beispiel ist vor ein paar Tagen, als wieder einmal Glatteis war, unser Mitarbeiter Alexander Lernet-Holenia in der Herrengasse ausgerutscht — und glauben Sie, das hätte den Absatz seiner Bücher gesteigert? Keine Spur. — Nochmals: wir gratulieren.

**Wolfgang Hildesheimer, Schriftsteller, München.** Der Ordnung halber möchten wir Sie davon in Kenntnis setzen, daß unsere dem Zweifelsohne gewidmete Glosse (S. 19) von Ihnen angeregt wurde. Sie sind einer der begabtesten unter den jüngeren deutschen Schriftstellern und wahrscheinlich der einzige, der Humor und Ironie besitzt. Ihr kürzlich bei Desch erschienener Schelmenroman „Paradies der falschen Vögel“ beweist das ebenso wie Ihre Begleittexte zu den Zeichnungen Paul Floras (von denen wir in diesem Heft einige wiedergeben). Trotzdem verwenden Sie in beiden Büchern jenes barbarische Unwort, oder um es adäquat auszudrücken: nichtsdestotrotz schreiben Sie zweifelsohne. Und zwar tun Sie das keineswegs ironisch, sondern Sie halten es für richtiges Deutsch. Gehen Sie in sich, junger Mensch. Wir werden Sie auf diesem Gang mit wohlwollenden Blicken verfolgen.

**Theaterdirektor.** Wenn Ihnen die kurzen Proben aus Herzmanovsky-Orlandos Lustspielen gefallen und wenn Sie eines dieser zauberhaft burlesken Werkchen aufführen wollen, dann setzen Sie sich bitte mit der Redaktion des FORVM (deren Mitglied Friedrich Torberg die erwähnte Rundfunkbearbeitung vorgenommen hat) ins Einvernehmen.

**Kulturkuli, Österreichische Zeitung.** Sie sind ein gelehriger Schüler. Das Wutgeacker, mit dem Sie am 5. Februar über uns herfielen, hält sich brav und folgsam an die Ratschläge, die wir Ihnen an dieser Stelle in Heft 1 erteilt haben — angefangen von den „Dollarkönigen“, in deren Dienst wir stehen, über die „Kriegshetze“, die wir betreiben, bis zum „McCarthy“, dem wir nacheifern. Auch das vorausgesagte Buhlen um Friedrich Heer und die Bezeichnung „Herr Torberg“ haben Sie unserem Liebesbriefsteller entnommen. Für den „Gangsterschriftsteller Arthur Köstler“ schreiben wir Ihnen ein extra Bummerl auf; das war eine Fleißaufgabe, mit der wir nicht gerechnet hatten. Hingegen war zu erwarten, daß Sie Zitate fälschen würden, und dazu mußten wir Ihnen erst keine Anweisungen geben. Wir werden das auch in Hinkunft nicht tun. In diesem Punkt verlassen wir uns ganz auf Sie.

**Kulturkuli, Tagebuch Nr. 4.** Auch Sie haben Ihre Hausaufgabe abgeliefert. Zwar waren Sie nicht so fleißig wie der Vorzugsschüler im Sowjetorgan — aber dafür schreiben Sie ganz so, wie's der Lehrer haben will.